



Monika

Zeitschrift
für katholische Mütter
und Hausfrauen

Organ der Katholischen Eltern-
vereinigungen Bayerns



Nr. 3 / 64. Jahrgang

Halbmonats-Ausgabe + Postauslieferungsort Augsburg

4. Februar 1932

Einkehr und Ausblick.

Tabitha; im Dienste der Nächstenliebe.

Apostelzeit ist Morgenstunde des Christentums; in jugendfrischer Schönheit wandelt die neugeborene Menschenliebe durch die Straßen des Luxus und die Gassen der Armut.

Ein kleines Kalkhäuschen in einer Hafenstadt am brandenden Meeresufer. Drinnen liegt auf dünner Matte, in eine faden-scheinige Decke gehüllt, ein altes Mütterchen. Sie ist ganz allein. Der Mann ist Matrose gewesen auf einem großen Rauffahrts-schiff. Das kam mit schwerer Fracht beladen aus dem sagenhaften Goldlande, und als es schon den Heimathafen grüßte, da warf der Seesturm es auf die Klippen, daß es zerbarst und mit allen Mannen zugrunde ging. Der Sohn ist als Seemann in die Ferne gefahren und nicht wiedergekommen. Seeräuber haben sein Schiff gekapert und ihn auf einen Sklavenmarkt geschleppt. Wer sorgt nun für das arme, einsame Mütterchen?

Da klopf es an die Türe, und herein tritt eine kräftige Frau. Sie beugt sich herab zu dem fiebernden Weibe auf der Matte, reinigt ihr Gesicht vom Fieberschweiß und ordnet ihr das Haar, gibt ihr Speise und Trank. Und dann setzt sie sich auf einen Schemel und fängt an, wunderliebliche Dinge zu erzählen von einem Manne, der Jesus hieß, in Jerusalem arm gestorben und glorreich auferstanden ist. Wie glücklich lächelt da die alte Frau!

Wir Menschen der Neuzeit können gar nicht mehr ermessen, mit welchem Staunen und mit welcher Dankbarkeit die Alten und Kranken jener herzlosen Zeit die christlichen Caritasfrauen begrüßten. In Wohlhabenheit und Luxus aufgewachsene Frauen dienten demütig den Aermsten aus dem Volke. Das war etwas absolut Neues. Und Frauen, die bisher in Spiel und Tändelei ihr Leben verbrachten, machten es sich zum Lebensinhalt, Tränen zu trocknen, Wunden zu heilen und Schmutz zu fegen. Etwas Unbegreifliches!

So müssen wir uns das Bild ausmalen, das die Apostelgeschichte mit ein paar Strichen nur andeutet. „In Joppe lebte eine Jüngerin mit Namen Tabitha, das heißt Dorcas. Sie tat viel Gutes und gab reichlich Almosen. In jenen Tagen nun wurde sie krank und starb. Man wusch sie und legte sie in das obere Gemach. Auf die Kunde, daß Petrus in Lydda sei, sandten die Jünger zwei Männer zu ihm mit der Bitte: Säume nicht und komme zu uns! Petrus machte sich auf und ging mit ihnen. Als er angekommen war, führte man ihn in das obere Gemach. Alle Witwen standen um ihn herum und zeigten ihm mit Tränen in den Augen die Unter- und Oberkleider, die Dorcas ihnen verfertigt hatte, als sie noch unter ihnen weilte. Petrus hieß alle hinausgehen, kniete nieder und betete. Dann wandte er sich zu der Leiche und sprach: Tabitha, steh auf! Sie öffnete ihre Augen, sah Petrus an und richtete sich auf. Er reichte ihr die

Hand und half ihr auf. Dann rief er die Heiligen und die Witwen herein und stellte sie ihnen lebend vor.“

Joppe ist die Hafenstadt des Heiligen Landes, auf einem schroffen Felsen aufgebaut. In diese Stadt des Verkehrs drängten sich naturgemäß viele Menschen, die zu Hause verarmt waren und hier einen kleinen Verdienst erhofften. Sie vermehrten aber nur die Schar der Armen. Scharfe Felsklippen ziehen sich vor dem Ufer hin und bringen bei den gefährlichen Seestürmen den Schiffen oft nahe an ihrem Ziele den Untergang. Da ist es sehr begreiflich, daß es in den Hütten von Joppe viele arme Witwen und Waisen gab. Das war ein großes Feld der Wirksamkeit für eine von Christusliebe und Barmherzigkeit erfüllte Seele wie Tabitha. Tabitha hätte gerne wie Veronika dem göttlichen Meister ihren Schleier gereicht. Das konnte sie nicht mehr. Dafür hat sie all die Kreuzträger, die ihr begegneten, als Abbilder ihres Meisters betrachtet und ihnen ihre Hilfe gereicht. Wenn sie für die Witwen die Kleider anfertigte, tat sie es in der Absicht, in den Armen dem göttlichen Meister zu dienen. Der heilige Jakobus nennt den Dienst an den Witwen und Waisen einen „reinen Gottesdienst“.

Tabithadienste sind in der katholischen Kirche in allen Jahrhunderten geleistet worden. Die Form hat oft gewechselt. Neben der Form gelegentlichen Wohltuns bildete sich vor allem die höhere Form der planmäßigen und dauernden Fürsorge aus. Im Frühchristentum finden wir den männlichen und weiblichen Diakon, im Mittelalter bilden sich Bruderschaften mit caritativen Zielen, später entstehen besondere Orden, Anstalten und Vereine zur Ausübung der Nächstenliebe. Im katholischen Deutschland allein sind gegenwärtig rund 80 000 Schwestern und Brüder in Orden der Barmherzigkeit tätig. Von großer Wichtigkeit sind daneben die auf den Pfarreien und Diözesen aufgebauten und in einer Zentrale in Freiburg zusammengefaßten Caritasverbände Deutschlands. Ihre Gesamtmitgliederzahl beträgt über 600 000. Wie herrlich sich das Gebot Christi ausgewirkt hat, beleuchten folgende Zahlen: In der ganzen katholischen Welt sind caritativ tätig 350 000 Schwestern, 32 000 Brüder, 120 000 hauptamtliche und 6 650 000 ehrenamtliche Kräfte. Welch ein gewaltiger Wirkraum ist das für mildtätige und opferwillige Frauenkräfte! Neben dieser organisierten Liebestätigkeit bleibt noch unendlich viel Raum für die freie, private Liebestätigkeit. Es kommt nur darauf an, die Augen offen zu halten, um die Not zu sehen. Es gilt, sich ein warmes Herz für die Notleidenden zu bewahren und für Christus, der es liebt, die Liebe seiner Jünger in Gestalt des Armen und Kranken entgegenzunehmen.

B. Erasmus

Gattin, Mutter und Ordensfrau.

In der alten, gotischen Peterskirche der Stadt Trient, jener Kirche, wo in vergangenen Zeiten der Gottesdienst für die deutsche Bevölkerung der Stadt gefeiert wurde, steht seit wenigen Monaten ein neuer Altar. Ueber diesem sehen wir das lebensgroße Bildnis einer Nonne. Sie kniet in flammender Andacht vor einem großen Kreuzfixe, und die Darstellung zeigt eben den Augenblick, da ein großer Dorn aus der Krone des Heilandes sich loslöst und auf das Haupt der betenden Frau herniedergleitet. Es ist die heilige Rita von Cascia, jene große Wundertäterin, die vorzüglich in Ländern romanischer Zunge so sehr verehrt und angerufen wird. Auch das Bild in Trient ist bereits von einer großen Menge Votivtafeln umgeben, ein Kranz silberner Herzen schlingt sich darum, und kostbare Weihgeschenke erzählen in berechter Weise von erlangten Gnaden, erbetener Hilfe in allen möglichen großen und kleinen Anliegen.

Wir selber war die heilige Rita bis heute gänzlich unbekannt. Nun habe ich aber eine neue, von ernstern Forschern zusammengestellte Lebensbeschreibung dieser heiligen Frau gelesen und darin so viel des Interessanten gefunden, daß ich den lieben Leserinnen davon erzählen möchte.

Es ist nicht eine Heilige aus jüngster Zeit. Wenn auch ihre feierliche Heiligsprechung erst im Jahre 1900 durch Papst Len XIII. erfolgte, so liegen doch die Tage ihrer irdischen Pilgerfahrt um mehrere Jahrhunderte zurück. In den umbrischen Bergen, von schroffen Felsblöcken umgeben und nur durch einen steinigen, schmalen Pfad erreichbar, liegen wenige arme Häuschen. Das ist Rocca Porrena, Ritas Geburtsort.

Ihre Eltern, Antonio und Amata Mancini, lebten in bedürfnisloser, glücklicher Einfachheit. Sie besaßen ein Häuschen und ihre gesunden, kräftigen Glieder. Fleißige Arbeit verschaffte ihnen das Nötigste, mehr verlangten sie nicht und waren dabei fröhlich und zufrieden. Eine alte Chronik berichtet, wie segensbringend ihr Wirken in Rocca Porrena und noch weit hinaus über die Grenze der kleinen Niederlassung gewesen sei. Von seinem kargen Verdienst erübrigte das Ehepaar immer noch so viel, Kranken oder ganz alten Leuten eine Freude zu bereiten. Auch übte es zu jener Zeit, da so viel Feindschaft und Haß, so viel Durst nach Rache glühten, eine weit-ausgedehnte Friedensmission. Wo es galt, einen Streit zu schlichten, Gegner zu versöhnen, zu vermitteln, Frieden zu stiften, wurde das von allen geachtete Ehepaar zu Hilfe gerufen, man hörte gerne auf seine Worte, ließ sich besänftigen, unterwarf sich gutwillig seinem Urteile.

So wäre Antonies und Amatas Lebensschifflein ruhig und glücklich dem Hafen der Ewigkeit zugeeilt, hätte nicht eine große Trauer ihre Herzen bedrückt: ihre Ehe war kinderlos geblieben. Jahr um Jahr hatten sie gehofft, gebetet, gewartet — da, endlich, als sie schon kaum mehr zu hoffen wagten, senkte sich Gottes Segen auf sie hernieder, und ein liebes, zartes Mädchen lag in ihren Armen. Man schrieb das Jahr 1381.

Ueberglücklich waren die guten Leuten über dies so lange ersehnte Himmels Geschenk, und die alten Schriften berichten, wie sie die kleine Rita mit größter Liebe und Sorgfalt zu einem braven Christenkinde heranbildeten.

Noch war aber dies mit seltenen Tugenden geschmückte Kind sehr jung, als die besorgten Eltern bereits begannen, Pläne für eine günstige Verheiratung zu schmieden. Sie waren ja beide schon recht betagt, hatten wohl nicht mehr lange zu leben — sollte dann ihr Herzenstind, ihr Kleinod allein und schutzlos dem Leben gegenüberstehen? „Eile mit Weile“, lehrt ein Sprichwort. Vielleicht konnte man es zu damaliger Zeit noch nicht, denn Ritas Eltern faßten einen zu raschen Entschluß. Ihre Wahl fiel auf einen jungen Mann des Heimatdörfchens, der in guten Verhältnissen lebte. Er schien ihnen das Glück ihres geliebten Kindes zu verbürgen, und zugleich würden sie selber den Trost haben, Rita in ihrer nächsten Nähe zu besitzen.

Als die guten Eltern dem jungen Mädchen ihre Wünsche und Pläne mitteilten, war sie wie aus den Wolken gefallen. Mit keinem Gedanken hatte sie noch an eine mögliche Heirat gedacht. Im Gegenteil. Wenn sie je einmal voraussah in die Zukunft, so hatte sie nie andere Wünsche gehegt, als in klösterlicher Stille dem Herrn allein anzugehören. Lange Zeit konnte sie sich nicht entschließen, dem Wunsche der Eltern zu folgen. Erst nach vielem und ernstem Gebete faßte sie in edler Selbstverleugnung ihren Entschluß und ward Ferdinandos Frau.

Die unruhige, übereilte Sorge der Eltern hatte für Rita ein ungemein schweres, leidvolles Leben zur Folge. Nur wenige Tage waren seit der Hochzeit verflossen, da offenbarte sich bereits das heißblütige, aufbrauende Temperament Ferdinandos. Die unschuldige, sanfte Rita war das Opfer, auf das sich sein Unmut, sein Zorn zu ent-

laden pflegte. Auf böse, fränkende Worte folgten schon bald tätliche Mißhandlungen, und es wurde der jungen Frau klar, der Herr habe ihr einen langen, dornenvollen Kreuzweg vorgezeichnet. Was sollte sie nun tun? Wiederum nahm sie zum Gebete ihre Zuflucht und faßte dabei ihre Vorsätze: Nie würde sie Böses mit Gleichem vergelten. Die Beweise ihres Wohlwollens, ihrer Liebe würde sie verdoppeln und ihrem Gatten jederzeit eine hilfreiche, sorgsame Lebensgefährtin sein. Alles Unangenehme, Aufreizende, Störende würde sie möglichst aus seinem Wege räumen und im Hause stets eine Atmosphäre des Frohsinns, des Friedens zu erhalten suchen. Gott allein weiß, wie bitter schwer es der jungen Frau wurde, diese Vorsätze auch auszuführen — aber mit des Allmächtigen Beistand gelang es ihr. Jahre vergingen. Viel und lange mußte Rita leiden, hart war ihr Leben, schwer der beständige innere Kampf. Aber dann auch wahrhaft beseligend die Früchte ihrer heldenmütigen Tugend. Der schroffe, jähzornige Charakter Ferdinandos wurde milder. Er lernte sich beherrschen, bekämpfte seine Neigung zu Zornesausbrüchen und erkannte immer mehr deren Ungerechtigkeit. Zuweilen, wenn er fühlte, daß ihm die Kraft gebrach, seinen Zorn zu weilttern, verließ er das Haus und irrte draußen zwischen den schroffen Felsen umher, bis sein Gemüt sich beruhigte. Es geschah selbst, daß er seiner guten Frau in liebevollen Worten seine Reue aussprach wegen des Kammers, den er ihr zuweilen noch bereitere.

So hatten Friede und Eintracht ihren Einzug gehalten in das einst so sturmvolle, trostlose Heim.

Im Laufe der Jahre hatte Rita ihrem Gatten zwei Kinder geboren, zwei Söhnchen namens Giacomo Antonio und Paolo Maria. Danibaren Herzens schloß Rita die Kleinen in ihre Arme und gelobte sich, ihnen in Wahrheit eine gute Mutter zu sein. In dem weltfernen Dörfchen Rocca Porrena hatte Rita wohl nie etwas über das Wesen einer guten Erziehung gelesen oder gehört. Doch wurde es ihr bald klar, daß, wer andere erziehen will, selber möglichst vollkommen sein muß. So hielt sie strenge Wacht über jede ihrer Regungen, über jedes Wort, auf daß die Kinder nur ja kein schlechtes Beispiel an ihr wahrnehmen sollten. In den ersten Jahren war es auch ihre eifrige Sorge, die Kinder fernzuhalten, wenn der Vater in erregter Laune nach Hause kam. Sie sollten nicht Zeuge seines Zornes sein. Später jedoch war dies nicht mehr nötig. Ferdinando war mild und gut geworden und trug selber große Sorge für das gute Gedeihen seiner Söhnchen.

Nicht lange währten die schönen Tage. Rita war im Hause beschäftigt, ihr Mann hatte sie vor kurzem verlassen, um seine Geschäfte zu erledigen. Da dringen von ferne erregte Stimmen an ihr Ohr. Sie achtet erst nicht darauf. Aber die Stimmen nähern sich rasch ihrem Hause. Sie tritt ans Fenster und sieht die Männer, die zögernd nahen. Was mögen sie bringen? — Eine Ahnung kommender Trübsal erfaßt die Frau. Sie wirft einen Blick auf das Kreuzfix neben der Türe, dann eilt sie hinaus. „Rita, dein Mann“, tönt es ihr entgegen, „er ist tot — wir haben ihn gefunden — ermordet — wir bringen ihn.“

Und schon nahen die Träger mit ihrer traurigen Last. Arme Rita! Doch sie bricht nicht zusammen, der Schreck raubt ihr nicht die Besinnung. Sie öffnet die Türe eines Zimmers, deutet auf ein Lager und eilt hinaus. Ihre Bübchen! So durstete sie den Vater nicht sehen, nicht so blutüberströmt, in so schreckenerregendem Zustande. Schnell bittet sie eine gütige Nachbarin, die Kinder einstweilen hinwegzuführen und ihnen nichts zu sagen. Dann eilt sie zurück zu dem toten Gatten. Bald kniet sie allein neben der starren Leiche. Tiefster Schmerz brennt in ihrer Seele.

Wie mochte das Schreckliche geschehen sein? Die alte Chronik berichtet es nicht. Doch ist es leicht zu erraten: Ferdinando hatte sich durch sein früheres zornmütiges Temperament manchen Feind erworben. Und war doch von jeher der heißblütige Italiener gar schnell mit dem Dolche bereit.

Für Rita waren Schmerz und Trübsal nichts Neues, nichts Ungewohntes. Stets hatte sie bei Gott allein Trost gesucht und gefunden. So auch jetzt. Der Schmerz um den geliebten Toten bringt sie nur wieder näher an Gottes Herz. Zugleich ist es ihre eifrigste Sorge, ihrem Gatten im Jenleits wirksam beizustehen durch heilige Messen, durch Gebet und Bußübungen. Er hatte ja so plötzlich, so ganz unvorbereitet vor Gottes Richterstuhl treten müssen! Schwere Angst um seine arme Seele folterte ihr Herz. Tag und Nacht weinte und betete sie für ihn. Da ward ihr von Gottes Barmherzigkeit die Offenbarung zuteil, Ferdinando sei gerettet.

Und was war mit dem Mörder geschehen? Die Chronik berichtet, Rita habe gleich von Anfang an erklärt, sie verzeihe ihm von Herzen. Aus den Akten des Prozesses geht hervor, sie habe sich mit großem Eifer eingesetzt, seine Strafe zu mildern, und voll heiliger Feindesliebe opferte sie Gott, dem Herrn, Bußübungen und Gebete, um seine Befehrung zu erlangen.

⊞luß folgt.

Mariä Lichtmess.

Wir können nicht an diesem Tag achtlos vorübergehen. Er ist so ein liebes Marienfest, daß wir alle Jahre auf unserer Erdenwanderung eine Weile in stiller Besinnung bei ihm verharren müssen. Und sooft wir auch aus diesem tiefen Gottesbrunnen schöpfen, wir kommen nicht auf den Grund. Sooft wir das heilige Geschehen betrachten mögen, gehen immer neue Lichter uns auf. Es scheint dem Fest eigen zu sein, Licht zu entzünden.

Kerzenweihe ist heute. Opferflammen brennen auf. Kerzen sind das feinste Abbild eines ganz reinen Opfers. Still und beharrlich leuchten sie in immer gleicher Glut; verzehren sich selbst, bis das letzte Tröpflein Wachs aufgebraucht ist, bis sie in einem letzten Aufleuchten zusammensinken.

Einer Opferkerze gleich, steht die liebe Gottesmutter im Tempel, sie, die ganz Reine, unter allen sündigen Frauen Israels. Sie denkt ja nicht daran in ihrer großen Demut, in ihrem heiligen Eifer, dem Herrn zu dienen und sein Gebot zu erfüllen, daß sie gar nicht hätte den Weg zum Tempel zu gehen brauchen. Sie weiß und will nur, daß ihres Herzens Opferflamme sich vereine mit dem Opfer ihres lieben Kindes, das heute zum erstenmal durch Priesterhand dem Vater dargebracht wird. Bei dem ersten Opfer Christi leuchtet Mariens reine, liebedurchglühete Seele als stille Opferkerze.

Es ist eine feine, alte Sitte, am Lichtmessfest die Erstkommunionkerze weihen zu lassen und sie dem Kind nach dem Tag der ersten heiligen Kommunion aufzulegen als Sterbekerze. Wie wird es einst sein, wenn wir diese Kerze zum letztenmal in zitternden Händen halten? —

O gebe es Gott, daß dann auch unsere Seele einer Opferkerze gleich sich selbst verzehrt hat im Dienste, in der Liebe Gottes, bis zum letzten Tröpflein Lebenskraft. Dann wird der Herr selbst den umsinkenden Docht in seine durchbohrten Hände nehmen und ihn hineintragen in das Ewige Licht. S—s.

Am schwarzen Wetterkreuz.

Erzählung von Georg Heinrich Daub.

Die Ebereschen, die die einsame Höhenstraße einräumten und sie dadurch von den weiten, schneebedeckten Bergfeldern abgrenzten, bogen sich unter der Gewalt eines eisigen, messerscharfen Sturmes. Berg und Tal lagen in dem schmutzigen, verschwommenen Grau von aufgetautem und wieder eingefrorenem Schnee. Den Himmel bedeckten grauschwarze, fast an den Bergspitzen dahinschleifende, in den fernen Wäldern haftende Schneewolken, die trotz des eisigen Luftzuges über dem Erdboden doch wenig Bewegung zeigten.

Schaurige Einöde, soweit der Blick reicht.

Wo die Landstraße ihren höchsten Punkt erreicht, steht einsam und verlassen ein großes Kreuz aus morschendem Holz. Das Christusbild, in seiner groben Skulptur einen Dorfkünstler in seinem Schöpfer verratend, blickt wie ein in Kälte erstarrender Leichnam. Unnatürlich lange Kreuzbalken ragen, nur auf der Oberseite mit Schnee bedeckt, wie Schutzbleibend in den dunkelnden Abendhimmel hinein...

Kein Lebenszeichen, so weit das Auge blickt. Nur ein alter Kolltrabe ein alter Vertreter seines aussterbenden Geschlechtes, fliegt trähend herbei, umflattert das Kreuzifix, daß seine Flügel den erstarrenden Leichnam des Wetterlöfers streifen, und setzt sich dann, wie in stummer Resignation, auf das geschweifte Kreuzeschild mit der höhnvollen Inschrift: Jesus Nazarenus, Rex Judaeorum...

Plötzlich — wie aus dem Boden gewachsen — kommt aus der Schlucht an der Wegbiegung die Gestalt einer Frau. Schwankenden Schrittes schleppt sie sich ihres Weges. Auf erschlaffenden Armen, geborgen unter einem schützenden Tuch, trägt sie eine Last — wohl eine teure Bürde; denn sie preßt sie fortwährend dicht gegen die feuchende Brust.

Aufblickend, fällt ihr das Kreuzesbild auf, das schwarze Wetterkreuz, das dem Fuhrmann und dem Wanderer ein Wegweiser ist, auf schneeverwehter Flur. Ob auch die blasse Frau eines Wegweisers bedarf? Sie nähert sich stolpernden Schrittes — sie kämpft einen

verzweifelten Kampf mit der klaffenden, schneegefüllten Furche des Weges, in der ihr Fuß immer wieder zu versinken droht. Endlich aber ist das Wetterkreuz erreicht, und wie gebrochen sinkt die Frau, den Kreuzstock zum Schemel nehmend, nieder. Wie verwundert hebt der Kolltrabe oben auf seinem Sitzplatz den Kopf aus dem gestäubten Gefieder und blickt hinab auf die armselige Gestalt in den bunten Baumwollstütern, wie sie die polnischen Landarbeiterinnen zu tragen pflegen. Und er hört wohl ihre gebrochene Stimme, wie sie flüsternd sich niederbeugt zu der Last auf ihrem Arm und klagt: „Marynia — Kind. Kalt und starr bist du, mein Herzlämmchen — hungrig und halbtot bist du, mein armer Liebling. Jesus, Maria, Joseph — helfst mir armen Weibe. Du Getreuziger, gib mir Kraft, daß ich den Weg finde zur Hütte barmherziger Christenmenschen!“

Kalt und schaurig weht der Wind über der einsamen Höhe. Dichter sinkt schon die Dämmerung herab, und der alte Kolltrabe fliegt mit spöttischem Krächzen von dannen, um einen geschützten Winkel für die Nacht zu suchen. Endlich rafft sich auch das arme Polenweib auf.

„Du hast mir die Türe gewiesen, barmherziger Bauer!“ schluchzt sie auf in bitterer Qual. „Du hast mich und meinen Liebling, meine Marynia, hinausgestoßen in Kälte und Not — ich will dir nicht fluchen, ich will dich nicht anklagen. Laß nur, o Heiland, mein Kind nicht sterben in dieser Kälte — laß mich gute Menschen finden, die seinen Hunger stillen und es schützen vor dem Frost.“

Monoton klingt die Klage — verflingt mit dem Getöse des wehenden Herbststurmes. Und noch eine Weile, dann hat die Dunkelheit die schwante Gestalt verschlungen, und einsam steht das Wetterkreuz auf der ragenden Höhe, einsam an der zerfahrenen Bergstraße, wo schon so mancher Pharisäer und Levit, wo aber wenige Nachkommen jenes barmherzigen Samaritans gewandelt sind.

Das erste Haus am Talweg ist die Herrenmühle. Das Licht in der Wohnstube wirkt weit über die Landstraße hin einen freundlichen, einladenden Schein. Wie atmet das arme, polnische Weib auf, als es plötzlich den lichten Strahl gewahrt.

„Still, still — jetzt nur noch ein paar Schritte — dann bekommt Klein Marynia Milch und Brot — und ein warmes Bettchen, und wir singen lieblich in den Schlaf — still — still...“

Kein Laut regt sich aus dem immer schwerer werdenden Bündel auf dem Arm der fast taumelnd daherstolpernden Frau. Aber in der bitteren Angst ihres Herzens

täuscht sie sich vor, ihres Lieblings Wimmern zu hören. Und „Still, still!“ kommt es dann beschwichtigend über ihre Lippen.

Beim Herrenmüller, der zugleich Schulze des nahen Dorfes Weikrode ist, hat man gerade den Nachtrofenfranz gebetet. Schon ist das Gesinde halb aus der Stube gegangen; schon sind die beiden beim Schulzen weilenden Schöppen, Nachbarn aus dem Tale, dabei, die Karten zu dem neuen Skat zu mischen, da geht plötzlich die Türe auf, und auf der Schwelle erscheint blau und blaß, in bunte Lumpen gehüllt, die Gestalt der einsamen Wanderin. Mit starrem Blick bleibt sie in der Türe stehen, und wie mechanisch hält sie der Frau des Müllers ihr Bündel hin. Aber noch ehe die Müllerin zugreift, sinkt die Unglückliche an der Schwelle zusammen.

„Lumpengefindel!“ fährt es dem Müller unwirsch von den Lippen, „unholdes Volk! Was will denn das hier?“

Aber die Müllerin hat mit dem scharfen Auge einer Frau die Sachlage sofort erkannt. Schnell winkt sie den Mägden, und während diese die Frau auf die Bank hinter den warmen Ofen legen, wickelt die Hausfrau selbst aus dem rottuchenen Bündel ein kleines, etwa zweijähriges Kind hervor, ein Mädchen. Aber mit einem Schrei des Entsetzens will sie es gleich zu Boden sinken lassen: denn was sie auf den Armen hält, das ist — eine Leiche, die Leiche eines erfrorenen Kindes.

Starres Staunen malt sich in den Gesichtern der Umstehenden. Die Männer am Tische beugen ihren Oberkörper vor, um genau sehen zu können, was sich da begeben. Am ehesten gefaßt ist der Herrenmüller, der in unmutvollem Tone, halb auf das gestörte Kartenspiel sinnend, ausrief: „Na, nette Bescherung das! Wohl erfroren, das



Mariä Reinigung.

Kind? Kein Wunder, wo sich das Paß bei Nacht und Wetter überall rumtreibt!"

Hatte die wie ohnmächtig auf der Ofenbank liegende Gestalt die rauhen Worte gehört? Kurzum: die Polin erhebt sich plötzlich von ihrem harten Lager, wendet sich zu der die Leiche umstehenden Gruppe, blickt erst stier von einem zum andern hin und ruft dann, sich gleichsam auf sich selbst bestimmend, in markerschütternden Lauten: „O meine Marynia, o mein Kind, mein geliebtes!"

Und mit einem Sprung liegt das arme Weib vor der Leiche auf dem Boden.

„Euer Kind“, so sprach darauf der Hausherr streng, „Euer Kind ist tot!"

„Tot — tot! — Marynia, mein Kind, tot?! — O lieber Gott, das ist nicht wahr — das darf nicht wahr sein! — Wach auf, Marynia, sieh mich an, deine Mutter —“

Und mit Schluchzen drückte die in Lumpen gehüllte Gestalt den Leichnam an ihr Herz, ruft ihm die zärtlichsten Rosenamen zu, küßt ihn auf Wange und Mund — aber regungslos und starr bleibt der kleine Leichnam, kein Glied regte sich, und die Augen blieben geschlossen. Die Müllerin und die Mägde, die wieder in die Stube gekommen waren, unterdrückten nur mit Mühe ein Aufschluchzen des Mitleids mit der schwergeprüften Frau. Die Männer aber waren zusammengetreten und beriethen eifrig miteinander.

„Das hilft nun alles nichts!“ wandte sich endlich der Herrenmüller an die Frauen. „Tot ist tot — und jetzt muß ich meines Amtes walten!"

Die arme Mutter hart am Arme greifend, befahl er dann: „Stehen Sie auf! Ich muß Sie jetzt zu Protokoll vernehmen!"

Stieren Blickes sah die Unglückliche den großen Mann vor sich und richtete sich unbewußt auf. Aber als der Schulze sie nun nach Name und Herkommen befragte, da begriff sie offenbar nichts von alledem, sondern brach in ein fassungsloses, herzerreißendes, von wilden Ausrufen des Schmerzes unterbrochenes Weinen aus.

Nun brach doch das Mitleid mit der Aermsten bei der Hausfrau durch. Sie holte eine Tasse mit warmer Milch herbei, und die Polin trank diese mit unbewußter Gier. Endlich aber, als die Wanderin sich beruhigt hatte, kam der Schulze zu seinen gewünschten Antworten.

Ein kleines Dörflein in Russischpolen, so gab die Befragte stückweise bekannt, sei ihre Heimat. 26 Jahre sei sie alt, und verheiratet sei sie gewesen mit Stanislaus Probiszin, einem braven, fleißigen Manne. Sie sei im Frühjahr mit ihrem Manne nach Deutschland gekommen, nachdem sie schon früher in Posen in Dienst gestanden und Deutsch gelernt hatte. Ihre Marynia, ihr Glück, hatten die beiden mit in die Fremde genommen und hatten beide auf einem Gut Stellung gefunden. Eines Tages aber habe man ihren Mann, vom Hufschlag eines Pferdes getötet, im Stalle aufgefunden. Und dann sei sie mit ihrem Kinde weitergewandert, in diese Gegend.

Ein Bauer, dessen Name dem Schulzen wohlbekannt war, habe sie aufgenommen und ihr Arbeit und Brot den Winter hindurch zugesichert. Aber — sie sei kränklich geworden und schwach, und als es mit der Arbeit nicht mehr so recht gehen wollte — vor zwei Tagen sei das gewesen — da habe der hartherzige Bauer sie mit ihrem Kinde hinausgewiesen. Und so sei sie gewandert mit Marynia — auf dem Wege zur Heimat! Aber die strenge Kälte sei gekommen, Schnee und Eis — und nun — und nun — tot! — Marynia tot — nun wolle sie auch sterben!

Heimlich wischte sich die Bäuerin eine Träne aus den Augen, als sie diese traurige Schilderung gehört hatte. Der Schulze aber, zu einem der Schöppen gewandt, fragte: „Steht's da schwarz auf weiß? — können die Sache nicht untersuchen — mag wohl was Wahres dran sein. Nun fehlt nur noch die Unterschrift!" Und sich an die Polin wendend, fragte er streng: „Ist das auch alles wahr?"

„Bei Gott im Himmel, Herr!"

„So unterschreibt hier!"

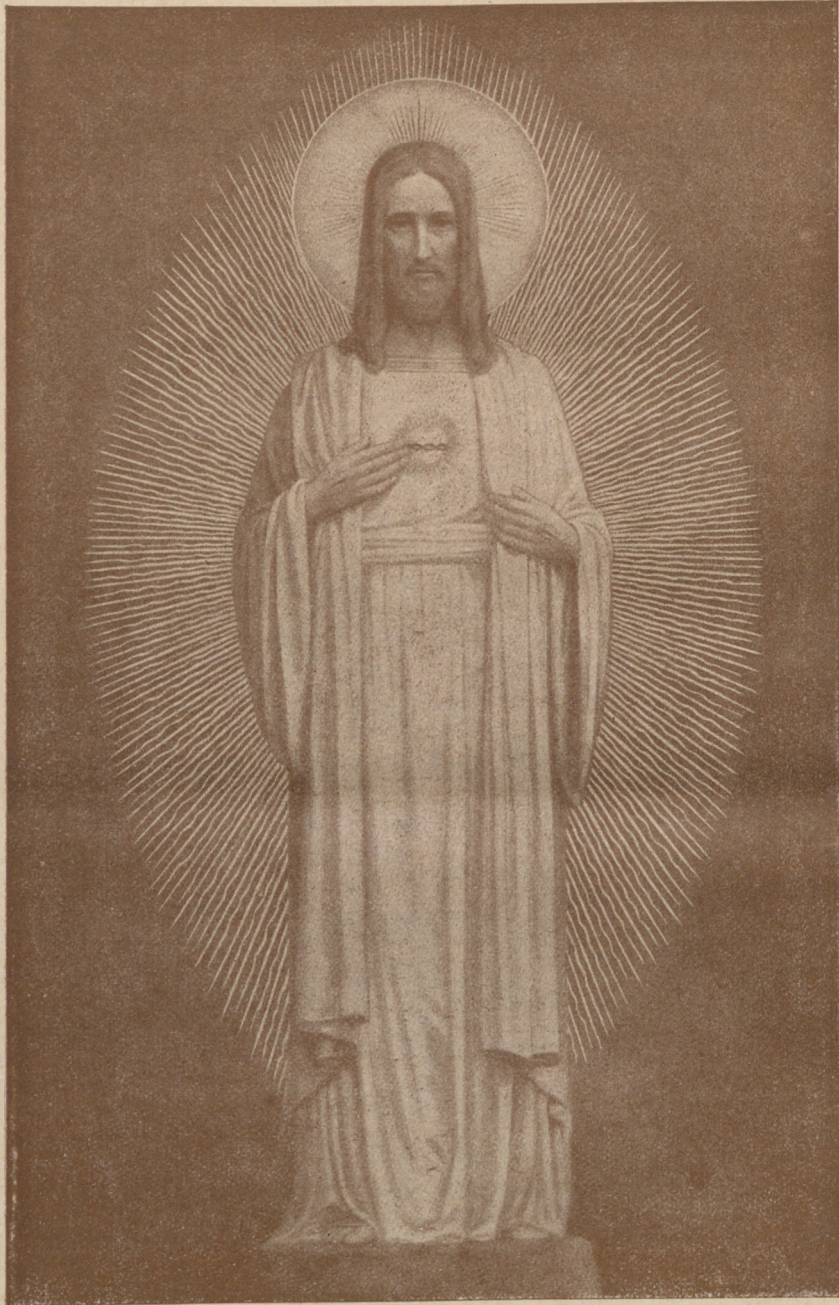
Zitternd setzte die Arbeiterin einen ungelenten Namenszug unter das Papier und wollte dann, sich wendend, wieder am Boden niederkauern neben der Leiche.

„Halt!" unterbrach sie da der Müller, „das ist jetzt vorbei. Die Leiche muß da so liegen bleiben, bis die Herren vom Gericht kommen!" Ganz fassungslos starrte die Frau den Hausherrn an. Als sie aber endlich begriff, was man von ihr wollte, da kam all ihre Mutterliebe, all die heiße Leidenschaft ihres Fühlens zum Durchbruch. Und ehe sie jemand hätte hindern können, hatte sie das Kind vom Boden ergriffen und wollte damit hinaus.

Mit festem Griff hielt sie der Müller zurück. Schon waren auch die beiden Schöppe herbeigekommen. Einer half dem Schulzen, die Rasende zu bändigen, der andere löste mit Gewalt den Arm, der die Leiche umschlungen hielt. Dann wurde die Aermste hinausgeführt, über einen Gang und in eine Stube, wohin eine Magd etwas zu essen brachte, worauf der Bauer die Türe abschloß und das unglück-

liche Weib allein ließ mit seinem übermenschlichen Jammer. — Lange noch hörten die Männer, die von Zeit zu Zeit lauschend an die Türe traten, sie drinnen schreien und schluchzen. Endlich aber war es still. Man hoffte, sie sei eingeschlafen. Endlich aber ward es auch im Herrenhause still; noch eine Haustüre knarrte gegen Mitternacht, und schwere Männer Schritte entfernten sich talwärts. Da erloß auch das Licht im Wohnzimmer, das der armen Polin so hoffnungsverheißend erschienen war. —

Mitternacht war längst vorüber — da wurde der Herrenmüller aus seinen unruhigen Träumen plötzlich aufgeschreckt. Wachte er denn oder träumte er? Hatte da nicht der Hofhund laut angeklagen? Ah — jetzt erinnerte er sich — das unglückselige Polenweib! Daß man sich als Amtsbehörde auch mit solch fahrendem Volke abgeben mußte! Gut, daß er wenigstens die Leiche nicht im Hause hatte —



Gez. f. christl. Kunst, GmbS., Wahn.

Heiligstes Herz Jesu, zu uns komme dein Reich. Von J. Weirich.

Denkst du an unsere Notverordnung, liebe Leserin? — Wir bringen dieses Jahr einige Bilder, die sich vorzüglich zum Schmuck des Hauses eignen und in farbiger Ausführung bezogen werden können.

die lag sicher in einem Scheunenraum — sonst müßte er wirklich fürchten, allein hinunterzugehen in die Wohnstube. Er mußte doch mal sehen, was die Inhaftierte machte! —

So ging der Schulze denn hinab. Die Türe der Stube, in der er die Polin eingeschlossen hatte, war noch verriegelt. Als er diese jedoch aufschloß und mit einem Licht in den Raum hineinleuchtete, war er leer. Ein geöffnetes Fenster ließ leicht erraten, welchen Weg ins Freie der Flüchtling genommen hatte.

Fluchend und scheltend zündete der Müller sodann seine Laterne an und ging über den Hof zur Scheune hinüber, wo die kleine Leiche aufgebahrt worden war. Auch hier war auf rätselhafter Weise die Türe geöffnet und der Leichnam entfernt worden.

Droben aber an der alten Landstraße bei dem schwarzen Wetterkreuz blinnte der Mond in dieser frühen Morgenstunde auf ein seltsames Schauspiel. Dort lag vor dem Kreuzifix auf den Knien ein zerlumptes, armes Weib und hielt mit zitternden Armen ein dicht eingehülltes Bündel empor, wobei sie laute Worte flehenden Gebetes sprach: „O Herr, dort am Kreuz — gib es mir wieder, mein Kind, meine Marynia. Der harte Mann dort sagte, es sei tot — es darf nicht sein — es muß leben — ich muß bei ihm bleiben! Jesus, süßer Jesus am Kreuzestamm — habe Barmherzigkeit mit einer armen Mutter!“

Schwächer und schwächer werden die Laute, und kraftlos sinken die Arme der Frau herab, so daß das Kind ihr vor den Füßen liegt. Sie selbst aber bleibt in der friedlichen Stellung — leise bewegen sich ihre Lippen wie im Schlaf; endlich aber kann sie nicht mehr die Augen öffnen, und sie schläft in ihrer starren Haltung ein . . .

So finden sie die Leute des Herrenmüllers in der Tagesfrühe am schwarzen Wetterkreuz — tot bei ihrem Kinde. —

Vom Familiensinn Jesu.

Immer muß ich wieder lesen
In dem alten, heil'gen Buch,
Wie der Herr so gut gewesen,
Ohne List und ohne Trug.

Das ist das kindlich schlichte Wort einer gottbegnadeten Seele über das Lesen im Evangelium. Gar oft, wenn mir dieses Wort einfällt, muß ich auch an die Klage des Thomas von Kempen denken, daß so viele im Evangelium nicht das „verborgene Manna“ zu finden wissen, weil der rechte Geist ihnen dazu fehlt. Es fehlt ihnen das Eingehen in die Tiefe und Vielseitigkeit des Seelenlebens Jesu. Sollte nicht die Herz-Jesu-Verehrung allen die Tür zu solchem Verständnis öffnen?

Christus ist uns in allem gleich geworden, ausgenommen die Sünde. Darin liegt die eigenartige Anziehungskraft des Herzens Jesu. Er hatte einen Leib wie wir, eine Seele wie wir. Diese Verwandtschaft ist es, die so viele Bande zutraulicher Liebe schlingt; so erwacht eine wahrhaft freundschaftliche Vertrautheit. In das Zittern der Seraphim vor seiner unendlichen Majestät mischt sich die Zutraulichkeit, mit der wir als Brüder uns dem Heilande nahen dürfen.

„Wie doch der Herr so mild gewesen“, daß er uns gleich in allem wurde, in allem, was menschlich edel ist.

Der edelsten Züge einer ist der Familiensinn. Nüchtern einmal darauf, wie herrlich dieser Zug ausgeprägt ist im Leben Jesu! Wie eine neue Offenbarung dieses Familiensinnes mutet uns an das Klopfen des Herz-Jesu-Kultus an der Tür des Familienzimmers.

Die heiligste aller Familien ist sein Heim. Er wählte ein armes Heim. Absichtlich. Denn wir sollten uns keine falschen Vorstellungen machen von der Quelle des Familienglücker. In seinem armen Heim wohnte ein überirdisches Glück. Da waltete kein Hauch von Selbstsucht und Sinnlichkeit. Alles in Nazareth atmete Liebe, gegenseitige Rücksicht, Opferinn.

Dazu Jesu kindliche Unterordnung. Wie staunten dort die Engel, die Luzifers Hochmut gesehen, über die kindliche Demut ihres Gottes im Kindeskleidchen.

Alle Freuden und Opfer des Familienlebens wollte Jesus da miterleben. Keine Malerschule gibt es, die solches Glück kindlicher

Anhänglichkeit in Farben wiedergeben könnte. „Du liebenswürdiger Jesu!“, so grüßen wir den Ewigen in Nazareth als Familienglied.

Starkmütig war dieser Familiensinn, ohne jede Spur schwächerlicher Weichheit. Als der Wille des Vaters Trennung heißte, da durchbrach Jesus die Bande der zartesten Anhänglichkeit. Der Wille des himmlischen Vaters ging ihm über alles. „Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?“, so löst es schon von den Lippen des Zwölfjährigen an heiliger Stätte. Diese Unterordnung unter Gottes Willen hielt die Macht des Familiensinnes in festen Grenzen.

Dann kam die Stunde, wo Jesus das Familienleben ganz verlassen mußte, wo er seine Mutter gleichsam nicht mehr kannte. „Wer sind denn meine Mutter und meine Brüder?“ Aber auch dann wich der Familiensinn nicht aus Jesu Herzen. Im Gegenteil. Jetzt offenbarte Jesu Familiensinn seine alles umfassende Weite. Jetzt wurde das „Herz Jesu reich für alle“, die nach jenem Herzensbunde verlangten, dem Thomas von Kempen den Namen „familiäre Freundschaft Jesu“ gegeben hat.

Jesu erstes Wunder galt der Gründung einer Familie. Den Wein als Sinnbild gottentstammter Liebe reichte er dem jungen Paare in Kana dar. So tat er bei der Gründung einer leiblichen Familie; und ebenso, da er die geistige Familie des Apostelkollegiums gründete.

Familiäre Zutraulichkeit war der erquickende Hauch in seinem Zusammenleben mit den Zwölfen. Er teilte alles mit ihnen. Sie tunkten das Brot in dieselbe Schüssel mit ihm. Neben der leiblichen Familie, die zur Mitteilung leiblichen Lebens bestimmt ist, schuf so der Herr die geistigen Familien, die auf geistige Zeugungskraft, auf Mitteilung übernatürlichen Lebens sich gründeten.

Familiensinn war es, der den Herrn so gern weilen ließ in Bethanien beim edeln Geschwisterpaar; — der sein Herz erzittern machte, da er am Tore von Naim die Witwe um den einzigen Sohn weinen sah. Dachte er nicht da an seine eigene Mutter, die so bald um ihn weinen sollte?

Familiensinn offenbart sich noch am Kreuz. „Siehe da deine Mutter, — siehe da deinen Sohn.“ Der Herr wollte nicht eher sein Haupt zum Sterben neigen, ehe er diese ganz einzigen neuen Familienbände geistiger Mutterschaft und geistiger Kindschaft geschlungen hatte.

Ist es nun zu kühn, wenn ich sage: Der Familiensinn im Herzen Jesu ist es, der uns den Heiland ganz besonders nahe bringt!

„Kein anderes Volk ist so groß, daß es Götter hätte, die ihm so nahe wären, wie unser Gott nahe ist“ (Moses 4, 7).

Im Lichte dieser Strahlen des göttlichen Herzens verstehen wir immer mehr die ganze Bedeutung der Weihe der Familien an Jesu Herz. Gerade auf die Familien hat er es abgesehen. Alle die Jahrhunderte, die er schon im Tabernakel verborgen weilt, geht sein Sinnen darauf, wie er Familienglück in die Häuser bringen kann. Drum klopft der Herr so dringend an die Tür der Familienzimmer.

Er will Gatten und Gattin schirmen in dem furchtbaren Kampfe, den die Reinheit der Ehe im 20. Jahrhundert durchkämpfen muß. — Er will das Kleinod kindlicher Pietät der Jugend wiederbringen, die durch Krieg und Revolution verwildert ist. — Er will Opferinn und Opferfreude allen Familienmitgliedern verleihen, damit ein starkmütiges Geschlecht heranwache zum Tragen der zentnerschweren Lasten, die nach dem Weltkrieg auf alle Häuser drücken.

Nach echt familiärer Liebe hungern wir alle, sei es, daß wir in leiblicher, sei es, daß wir in gottgeweihter, geistiger Familie leben. Willst du solch reine Liebe genießen, so gewähre dem Herzen Jesu Eintritt in dein Heim. Lerne lesen im Herzen Jesu. Es gibt kein wunderbarer Buch als das Herz des Gottmenschen. Mehr noch als von der Bibel gilt vom Herzen Jesu: Das Buch hat Gott selbst zum Verfasser.¹

Rudolf Bertram.

Herz Jesu.

Von Maria Schnepf.

Meines Heimes schönste Zierde
Ist ein Bild so lieb und hold,
Wohl ein Künstler hat's geschaffen
Auf dem Grund von lichtem Gold:

Milde Züge, sanfte Augen
Blicken, sprechen ohne Wort,
Und die off'nen Hände weisen
Nach dem Herzen, speerdurchbohrt.

„Liebe hat mich tief verwundet,
Liebe flammt in heißem Glüh'n,
Liebe dürstet, Liebe opfert,
Liebe scheuet keine Müh'n.

Bringt mir Liebe doch entgegen,
Schenkt mir stündlich Sorg' und Plag',
Und der Friede wird hier herrschen —
Sonnenschein am Wintertag!“

¹ Aus dem Büchlein „Familiensinn, geheiligt durch Weihe an Jesu Herz“, Herber, Freiburg i. Br. Zu beziehen durch die Buchhandlung Ludwig Auer in Donauwörth.

Brüderchen lernt beten.

3.

Um diese Zeit geschah es, daß einmal Onkel Felix mit seiner Familie zu Besuch kam. Dieser Onkel war Direktor einer Weingroßhandlung und saß lieber hinter einer guten Flasche, als daß er Sonntags zur Kirche ging. Kaum hörte er das Peterle im Schlafzimmer beten, als auch schon ein spöttisches Lächeln über sein Gesicht zog. „Wie könnt ihr das Kind mit so dummen Reimen und Verschen plagen! Es versteht ja doch nicht, was es sagt. Weißt du nicht mehr, was wir für einen Unsinn gefaselt haben: Herr Jesus, meine Kuh frißt nicht... (meine Zuversicht).“

„Das habt ihr großen Vausbuben einst uns dummen Kleinen so beigebracht. Und weil uns niemand das Gebet erklärte, haben wir es nachgeschwätzt. Hätte man uns zu jedem Gebet ein erklärendes Geschichtlein erzählt, wäre so ein Unsinn nicht möglich gewesen. Aber unsere gute Mutter hat sich darauf verlassen, daß wir Kleinen es schon von euch Großen lernen. Das geht aber nicht. Jedes Kind muß das rechte Beten von der Mutter lernen, wie es auch von ihr gewaschen und gestillt wird.“

„So glaubst du wirklich, man könnte einem Kind unsere schweren Gebete erklären?“

„Und ob man das kann. Man fängt mit den einfachen Kindergebeten an. Jedes Wort ausulegen, ist nicht nötig. Den Sinn eines Gebetes und seinen Zweck erfährt das Kind sehr leicht. Das genügt. Und was wir Eltern säen, das läßt der liebe Gott wachsen in der Seele des Kindes. Ich bin fest überzeugt, daß manches Kind innerlich mehr versteht von göttlichen Dingen, als wir Alte nur ahnen.“

Mutter Gertrud kam in die Stube, als Peterlein mit seinem Nachtgebet zu Ende war. Und der Onkel glaubte, er müsse geistreich tun. „Habt ihr nun euren himmlischen Dadaismus vollbracht?“

„Du, sag mal, wie ist das bei euch daheim? Wenn euer Klärle, das eben zu laufen anfängt, so ein Dada-he-mamamam-Kauderwelsch daherbringt, ärgert euch das, oder habt ihr eine Freud' daran?“

„Dumme Frag! Selbstverständlich haben wir 'nen Spaß mit...“

„Na schau, und der Vater im Himmel hat auch eine Freud' an dem Kauderwelsch von so einem kleinen Wächterl, wenn es ihm etwas erzählen will. Warum sollt' ich dem lieben Gott und meinem Kind die Freud' nicht lassen? Hab nur keine Sorg', er versteht es schon recht. Und mit der Zeit lernt das Kind alle Wörter richtig sprechen, wenn man sich ein wenig Mühe mit ihm gibt.“

Nun ist Besuch bekanntlich immer eine Störung im Leben des Kindes, mit mehr oder weniger guten Folgen. So kam es, daß Peter eines Morgens sehr ungnädig aufwachte. Alle guten Worte halfen nichts. Das Gleichgewicht wollte sich nicht wieder herstellen lassen. Immer unbändiger wurde der Bursch, bis endlich Mutter Gertrud von der „Nordseite“ her nachhalf. Nun war er plötzlich zufrieden. Doch der Tränenstrom war noch nicht versiegt, als er endlich bis zum Morgengebet gekommen war. „Wie fröhlich bin ich aufgewacht... wollte Peterlein beginnen. „D nein, das bist du aber heut gar nicht“, sagte da Mutter Gertrud. „Weißt doch, dem lieben Gott kannst nix vormachen. Der hat schon gesehen, wie fröhlich wir zwei miteinander waren.“ Und sie faltete die Bubenhände in ihren Mutterhänden und betete: „Lieber Gott, du hast ja gesehen, wie ich heut am frühen Morgen schon so recht unartig war. Sei nicht böse, lieber Himmelvater, und segne mich trotzdem am heutigen Tag. Hilf mir nur, daß es nicht so weitergeht, wie es angefangen hat. Der Peter will jetzt wieder lieb sein. Amen.“ Kam noch ein Schutzengelgebet, und dann war's fertig.

„Ja, wenn du das so machst“, sagte die Schwägerin, „dann kannst du schon Erziehungserfolg haben.“

„Warum sollt' ich es nicht so machen? So ist es doch das Richtige, daß wir das Kind beten lehren, wie es den wirklichen Lebensverhältnissen entspricht. Es steht nirgends, daß man besondere Berse haben muß dazu. Für Kinder sind die Reime ganz nett; aber immerhin müssen sie mit Verstand gebraucht werden.“

„So brauchst du aber doch sehr viel Zeit! Das könnte ich nicht.“

„Wir brauchen nicht viel Zeit, denn wir beten kurz und gut. Ein Kind kann nicht lang beten. Wenn es einmal größer ist und aus Herzensbedürfnis länger beten will, werde ich es gewiß nicht hindern. Doch solange unsere Kinder klein sind, machen wir die täglichen Gebete kurz. Dann kann man verlangen, daß sie gut verrichtet werden, und hat Zeit, mitzubeten.“

„Wenn du das mal Großmutter beibringen könntest! Die läßt unsere Kinder jeden Abend nach dem Abendgebet noch 10 Vaterunser beten für die Armen Seelen. „Heiligstes Herz Jesu, wir grüßen dich 10000mal!“, dann kommt ein Vaterunser. Dann 20000mal... und immer zehntausend mehr. Natürlich nehmen die Kinder nach 20 gleich 40 und nach 50 gleich 70. Und wenn die Großmutter mal protestiert, schreien alle: Doch doch, so weit sind wir schon!“

„Den Eifer der lieben alten Mutter in Ehren. Aber für Kinder ist es zu viel. Ein Vaterunser, gut und ordentlich, ist genug. Wenn sie größer sind, darf es auch mal mehr sein. Aber nicht jeden Tag immer das gleiche.“

„Denk nur, Susann geht schon ein Jahr in die Schule und betet immer noch: Vierzehn Englein mit mir gehen. Zwei mit dem Stecken, zwei mit nem Becken. Wir lachen uns jeden Abend was darüber...“

„Da hast du dem Kind gewiß nie etwas erzählt von den heiligen Engeln. Das ist nicht gut. Wir Mütter sollten jedes Gebet durch eine kleine erklärende Geschichte verständlich machen, ehe wir das Kind anhalten, die Worte zu lernen. So hab ich es wenigstens gehalten. Peter kann schwierige Wörter auch nicht alle richtig herausbringen: aber einen rechten Unsinn hat er nie geplappert. Ich meine halt immer, das sollte sein wie ein Bilderbuch: wenn ein Kind ein Verslein betet, sollte ein Bild dazu vor sein Seelenaugen kommen. Das geben wir ihm mit unseren Geschichten.“

L. B.

Nur eine.

Wir stehen am Eingang der Fastenzeit. Wenig Tage noch, dann werden die Freudengesänge verstummen; dann schreiten wir zum Altar, um uns die geweihte Ache auf das Haupt streuen zu lassen. Die große, heilige Zeit der Buße, der Einkerne fängt an. Wohl keine Zeit im Jahr ist so geeignet, uns zu ein wenig mehr Eifer im Dienste Gottes anzuregen, uns bereitwilliger zu machen, Mühe und Opfer auf uns zu nehmen, als eben die Fastenzeit. Wir brauchen ja nur auf unseren Herrn und Meister zu schauen, wie er sein Kreuz für uns trägt, und sicher finden wir den Mut und die Kraft, auch etwas für ihn zu tun.

Da möchte die Redaktion heute alle lieben Leserinnen auf ein Fastenopfer eigener Art hinweisen, an das sicher noch keine dachte, das aber alle bringen können. Auch in der heutigen Notzeit. Es kostet kein Geld — doch, eine Sechsz-Pfennig-Marke — aber es kostet ein wenig ganz persönliche Mühe und Arbeit. Das ist aber gerade das, was dem Heiland am besten gefällt, was den meisten Segen bringt.

Hab ich dich recht gespannt gemacht, liebe Leserin? Dann will ich es schnell sagen. Das Fastenopfer heißt: Eine jede werbe eine, nur eine einzige neue Abonnentin für die liebe „Monika“. Sicher gefällt dir die „Monika“, sonst hättest du sie ja schon abbestellt. Was einem aber zusagt, das kann man auch anderen empfehlen. Oh, da sind doch die allermeisten Frauen gar nicht in Verlegenheit, wenn sie etwas Gutes entdeckt haben, einen billigen Laden, einen guten Kochtopf, ein praktisches Putzmittel, oder was es sei, dies anderen anzuraten. Da heißt es gleich: Frau Nachbarin, wissen Sie schon...? Oder: Rätterbas, hast auch schon...? Und alle Vorzüge werden ins hellste Licht gerückt. So nimm auch einmal die „Monika“ zur Hand. Ueberleg dir, was dir am besten daran gefällt, und erzähle es deinen Bekannten und Verwandten. Muntere sie auf, auch einmal einen Versuch zu machen. Ganz gewiß kennst du eine Frau, in deren Heim die „Monika“ noch nicht kommt. Der könntest du einmal eine Nummer zur Ansicht hintragen, könntest mit ein paar freundlichen Worten zum Bezug aufmuntern.

Gewiß, es ist Notzeit. Ich weiß es wohl. Einige wenige Mütter haben die „Monika“ abbestellen müssen, weil es einfach nicht mehr geht. Es gibt viele unter unseren Leserinnen, die sich das Geld buchstäblich vom Mund absparen, um das ihnen so lieb gewordene Blatt weiter halten zu können. Und sie tun recht. Es ist am falschen Ende gepart, wenn man sich die letzte Freude nimmt, den letzten Sonnenstrahl aus dem Haus jagt. Was das Blatt an neuem Mut, an froher Hoffnung, an Trost und praktischer Hilfe ins Haus bringt, wiegt gerade da, wo äußerst gepart werden muß, die Opfer auf. Oder weiß das nicht jede: nach einem guten Wort, einem frohen Gedanken geht alles wieder leichter.

Und es gibt auch heute noch sehr viele Frauen, welche die „Monika“ halten könnten und sie noch nicht haben. Die sollst du suchen helfen und herbeiführen. Die Halbmonatsausgabe ist ja so billig, daß nicht einmal zehn Pfennig in der Woche dazu gehören. Sag nur gleich zu den Frauen, daß sie ja alle Woche nur einen einzigen Zehner zurückzulegen brauchen, wenn eine klagt, daß das Geld nicht ausreicht. Die Wochenausgabe ist natürlich noch schöner und wertvoller.

Nur eine einzige neue Abonnentin sollte jede Leserin für das Blatt werben. Wäre das eine Freude für den auferstandenen Herrn am Ostermorgen, wenn er auf solch ein Fastenopfer segnend herabschauen könnte! Und ich will dir noch etwas verraten: der Vorschlag, daß es so gemacht werden sollte, stammt nicht von mir. Den hab ich abgeschrieben, und zwar aus der sozialistischen Zeitung. Da machte es eine ihren Parteimitgliedern zur strengen Pflicht: „Alle Jahre einen neuen Abonnenten unter Freunden und Bekannten für das Blatt zu werben.“

Sollten wir für das Reich Gottes weniger Eifer aufbringen als andere gegen Gott? Oder sollten wir nicht mit viel mehr Mut und

Ausdauer daran arbeiten, echt christliche Familien zu erhalten und zu schützen, als andere aufwenden, sie zu zerstören?

Dem heutigen Blatt liegt eine Karte bei, auf welcher neue Abonnenten angemeldet werden können. Auch bitten wir um Angabe solcher Adressen, denen wir einmal eine Probenummer kostenlos zusenden können. Natürlich sollte auch da persönlich nachgeholfen werden. Wir hätten die Karte gerne auch gleich frankiert, aber das ging nicht. So müssen wir die lieben Leserinnen recht schön bitten, daß sie die Sechs-Pfennig-Marke daraufkleben. Nach reiflicher Ueberlegung fällt gewiß jeder so eine Adresse ein, bei der man mal probieren kann. Es wäre ja noch besser, wenn die Probenummern gleich persönlich abgegeben würden; aber es kann auch zum Ziel führen, wenn sie von hier aus geschickt werden und nachher freundlich nachgefragt wird. Selbstverständlich ist dem heiligen Eifer keine Schranke gezogen, falls eine besonders emsige Leserin mehr als eine Neue werben möchte! Je mehr, desto besser heißt es da. Doch mit der einen wirklich gewonnenen neuen Abonnentin sind wir herzlich zufrieden und der liebe Gott auch. Die Redaktion.

Inserate.

Ein ernstes Kapitel zur Segenwartskunde. Von Margareta Lückcrath.

Wer sich für Fragen der Volksittlichkeit interessiert, weiß, daß Jugendliche, die vom Lande oder aus kleinen Städten kommen, weit eher sittlich gefährdet sind als jene, die in den Großstädten geboren sind. Es kommt das durch die Verschiedenartigkeit der Lebenserfahrung. Das Großstadtkind weiß vieles, was die Zugezogenen erst lernen müssen, zum Beispiel kennt ein Mädchen in der Großstadt meist den Ruf bestimmter Lokale und versteht leicht an gewissen Anzeichen zu unterscheiden, ob es mit einem zweifelhaften oder einem soliden Betrieb zu tun hat. Die Tochter einer ordentlichen bürgerlichen Familie wird kaum allein in eine „Bar“ gehen, ein Restaurant, in dem an langen Tischen Viköre und ausländische Getränke ausgeschänkt werden, und in dem meist ein freier Ton herrscht. Sie wird auch nicht leicht in einer Konditorei mit „Mokkabojen“ einkehren, wenn sie bei längeren Ausgängen einer Erfrischung bedarf, denn sie weiß, daß diese absichtlich abgegrenzten und in aufreizendem Hell-Dunkel verborgenen Sofa-Nischchen den Zweck haben, Liebespärchen oft in recht übeln Stellungen den Nachbarn zu verbergen. Sie wird lieber den menschendurchfluteten Erfrüchungsraum eines Warenhauses aussuchen, wo sie unauffällig eine Klein-Mahlzeit oder eine Tasse Kaffee einnehmen kann. Die eben angekommene Kleinstädterin wird vielleicht angelockt von der scheinbaren heimischen Gemütlichkeit der kleineren Konditorei und ahnt gar nicht, daß die augenfällige Leere in den verkehrsreichsten Stunden des Nachmittags darauf hindeutet, daß hier mehr „Nachtbetrieb“ vor sich geht, was ihr schon die äußerst aufdringliche Eleganz der einzigen vorhandenen Besucherin verraten könnte, während nebenan in einer einwandfreien, vornehmen Konditorei ihr die Leute „viel einfacher“ zu sein scheinen. — Nirgends aber kommt das ganze großstädtische Leben mit seinen Gefahren und Schwierigkeiten stärker zum Ausdruck als in den Inseratenspalten der großen Zeitungen. So ist es erklärlich, daß auch hier mancher mit Harmlosigkeit und Leichtgläubigkeit an Dinge herankommt, deren verhängnisvolle Hintergründe er nicht zu beurteilen weiß. Im gesteigerten Maße ist das der Fall in unserer Zeit der Arbeitslosigkeit, wo viele hoffen, durch Meldung auf eine Anzeige eine Tätigkeit zu finden. Häufig werden zum Beispiel Stellen angeboten, bei denen eine Kaution geleistet werden soll. Alle kaufmännischen Verbände warnen dringend ihre Mitglieder, ohne eingehende vorherige Prüfung (möglichst durch einen Fachverband) auf derartige Angebote einzugehen, denn immer wieder benutzen gewissenlose Unternehmer solche Kauttionen als Betriebskapital oder zur Deckung ihrer persönlichen Bedürfnisse und bieten keinerlei Sicherheit. Der Verfasserin dieses Aufsatzes sind auch Fälle bekannt, in denen eine Stellung überhaupt nicht vorhanden war, die Anzeigenden sich aber Kauttion und Vorschüsse für die Vermittlung einer Stelle als Hausverwalter geben ließen. Selbst wenn es wie in diesem Falle zur gerichtlichen Verhandlung und Verurteilung kommt, so ist dem Geschädigten damit nicht geholfen, weil es sich meist um vermögenslose Personen handelt, von denen er sein Geld doch nicht wieder erhalten kann. Bei einer anderen Art von Stellungsangeboten erachten es die Arbeit-Anbietenden für ganz selbstverständlich, daß nicht nur die Arbeitskraft, sondern auch die Mädchenehre der sich Meldenden ihnen preisgegeben wird; das ist nicht selten bei „Empfangsdamen“; bei Angestellten in Gasthausbetrieben darf das Mädchen „nicht spröde sein“, ebensowenig bei einer Tätigkeit in Massagesalons und manchmal auch in der Konfektion. Selbstverständlich gibt es bei all den Geschäftszweigen auch durchaus anständige Betriebe, aber die Inseratenannahme einer Zeitung ist nicht in der Lage, jedes Angebot zu prüfen; wo der Wortlaut so abgefaßt ist, daß nicht offensichtlich eine gelezwidrige Handlung erstrebt wird, dort druckt eben die Zei-

tung das Anerbieten ab und überläßt es dem einzelnen, die Verhältnisse zu überprüfen. Arbeitsbedingungen, die sich mit christlicher Mädchenwürde nicht vertragen, stecken hinter Anzeigen, in denen „Altmodelle“ und photographische Modelle gesucht werden. Derartige Arbeitsangebote bedeuten auch häufig Anzeigen, bei denen es heißt: „Nur ansehbare, jüngere Damen, gute Figuren und so weiter werden zu leichter, angenehmer Arbeit verlangt.“ Oft handelt es sich in diesen Fällen allerdings auch um Vertretungen für irgendwelche abzulehrende Artikel.

Neuerdings ist es sehr üblich geworden, durch die Zeitung Freundschaften zu suchen. Wenn das in einigen Frauen- und Jungmädchenblättern geschieht, die einen sehr gleichartigen und gediegen eingestellten Leserkreis haben, zum Beispiel im „Sonnenland“, so ist die Angelegenheit weniger bedenklich, aber vor derartigen Inseraten in der Tagespresse muß unbedingt gewarnt werden. Sie werden zu leicht als Lockmittel für unlautere Machenschaften ausgenutzt, besonders von Frauenkreisen, in denen schwere Verfehlungen gegen das 6. Gebot üblich sind. Auch die „mütterliche Frau“, die „junge Freundinnen“ einführen möchte in das „Gesellschaftsleben“, hat wohl, wenn sie es ehrlich meint, in ihrem Lebensumkreis genügend Gelegenheit zu solcher Betreuung, sucht aber unter dieser anziehenden Kessame nur ein paar dumme Gänschen, um sie in die Gesellschaft zweifelhafter Kavalierere einzuführen, die ihr diesen Liebesdienst mit entsprechenden Prozentsätzen vergüten. Wo ortsfremde Mädchen und Frauen Anschluß suchen, dort geschieht das am besten durch gastweisen Besuch oder Mitgliedschaft in einem kirchlichen Verein; über jede solche Gelegenheit gibt das Pfarramt überall Auskunft, oder es bietet sich über das Pfarramt Gelegenheit zum Verkehr in geeigneten Familien oder in den betreffenden Standesvereinen mit Standesgenossen. Aber nur das naive, lebensunerfahrene Mädchen kann glauben, daß ein rechtschaffener Mann derart „vereinsamt sich fühlt“, daß er unbedingt darauf angewiesen ist, durch die Zeitung festzustellen, daß sie bereit ist, seine „Wochenendfahrt“ im Auto oder im Motorboot zu teilen; das gewitzigte Kind der Großstadt würde lächelnd sagen: „Hm, für nichts gibt's nichts“, und würde sehr genau wissen, welche Vergütung am Abend dieser freundliche Onkel, auch wenn er schon „ein älterer Herr mit ganz grauen Haaren ist“, von seiner Partnerin erwartet. Selbstverständlich steht auch bei Gesuchen um „Sportgefährten“ das sportliche Interesse sehr oft im fernen Hintergrund und im Vordergrund statt dessen leider die sinnliche Begierde. Daß bei Heiratsgesuchen große Vorsicht geboten ist, kann nicht oft genug betont werden; es mag wieder einmal angeführt werden, daß nahezu die Hälfte aller Selbstmorde bei Frauen von Heiratschwindlern verschuldet wird, die ihren Opfern nicht nur „das Herz brechen“, sondern ihnen auch den letzten Spargroschen aus der Tasche ziehen oder sie gar noch zu straffälligen Handlungen verleiten. Die Verfasserin hatte erst kürzlich Gelegenheit, in der Gefängnisfürsorge ein Mädchen zu beobachten, das, bis dahin unbescholten, unter dem Einfluß eines solchen Lumpen eine schwere Unterschlagung sich hatte zuschulden kommen lassen und immer wieder jammerte: „Nur für ihn!“ Ihre gute Stellung hatte sie dadurch verloren, ihr Elternhaus bleibt ihr verschlossen, und nach Verbüßung ihrer Strafe wird es für sie sehr schwer sein, sich wieder emporzuarbeiten. Der Verführer aber wird auch späterhin wieder anzeigen: Achtbarer Herr wünscht häusliche, arbeitsfreudige Lebensgefährtin...

Im höchsten Maße bedauerlich ist der Zulauf, den die vielen Inserate erzielen, in denen „Lebensberatung“, „diskrete Behandlung“ und ähnliches zugesichert wird. Sie werden bekannterweise besonders oft aufgesucht von tiefbedrückten Mädchen, die sich Mutter fühlen und wissen, daß eine Familiengründung vor der Geburt des Kindes nicht in Aussicht steht. Die Beraterinnen haben oft von den wirklichen rechtlichen und fürsorglichen Möglichkeiten gar keine Kenntnisse, und Mutter und Kind werden durch die „Ratschläge“ ausgebeutet und in übelster Weise geschädigt, abgesehen von den nicht seltenen Fällen, wo hier eine Beratung getrieben wird, welche die Ratfuchenden zu Mitschuldigen an dem Verbrechen (§ 218) werden läßt. Auch wo es sich um harmlosere Auskünfte handelt, frage man sich doch: Wie kann eine Person, die alle näheren Umstände nur durch eine flüchtige Erzählung einseitig kennenlernt, wirklich einen guten, die in Frage kommenden Persönlichkeiten und Verhältnisse richtig abschätzenden Rat geben? Und wie oft nehmen diese Personen ihre Zuflucht zu betrügerischen, auf den Uberglauben ihrer Besucher berechneten Methoden, wie etwa zum Kartenschlagen, zur Astrologie und so weiter, und schädigen nicht nur den Geldbeutel, sondern obendrein die Nervenkraft ihrer Kunden in schwerster Weise, da bei ungünstigen „Konstellationen“ naturgemäß seelisch eine schwere Belastung eintritt. Solchen Anzeigen mit abergläubischem Hintergrund Folge zu leisten, ist mit Recht und in sehr weiser Absicht von unserer heiligen Kirche unter Sünde verboten.

Schon unter dem Gesichtspunkt der sorgfältigeren Auswahl der Inserate in sittlicher Hinsicht, namentlich auch der Geschäftsreklamen,

die in vielen großen Tageszeitungen oft durch schamlose Illustration und ebensolchen Text zur sittlichen Gefahr werden, sollte der Grundsatz: „Christliche Presse in das christliche Haus, katholische Zeitung und Zeitschrift in die katholische Familie“ unbedingt in die Praxis umgesetzt werden. Zuweilen lesen selbst jüngere Kinder „zur Unterhaltung“ den Anzeigenteil; nur bei einer verantwortlich sich fühlenden Presse kann das ohne Bedenken geschehen, und die Eltern sollten dann trotzdem hin und wieder belegend auf die Gefahren und Schwierigkeiten, die hinter einer Anzeige stehen können, hinweisen. Für die Ehrenhaftigkeit des einzelnen Inserenten können auch konfessionelle Zeitungen naturgemäß keine Gewähr übernehmen, und namentlich bei den „Beteiligungen mit Kapital“ und den Arbeitsangeboten kommt auch hier das Eindringen unlauderer Elemente vor, namentlich in unseren Großstädten. Im allgemeinen bietet aber die Gesinnungsgemeinschaft des Verlages, der Leser und der Inserenten doch einen wertvollen und weitgehenden Schutzwall gegen die Gewissenlosigkeit, die sich in manchen Inseratenpalten unserer Zeit einen schrankenlosen Tummelplatz geschaffen hat.

Die neue Freundin.

Sie war Verkäuferin bei Rosenfeld, Stoffe, Woll- und Kurzwaren, er Buchhalter in Senningers Malzfabrik. Man wurde dadurch bekannt, daß er sie, aus Mitleid mit ihrem hübschen, bedrohten Kleidchen, und weil er doch einmal „Ritterlich“ hieß, bei einem unerwarteten Platzregen unter seinen Schirm nahm und heimbegleitete. In der Folge traf man sich einmal zufällig, das nächste Mal auf Ver-



Am Bergkreuz. Von Andreas Untersberger.

abredung. Schließlich verliebte man sich, und nachdem man so gesprächsweise festgestellt hatte, was jedes verdiente, kam man zu dem Schluß, daß sich damit wohl ein Hausstand einrichten ließ. Beide waren ohne Anhang. Ein leeres Zimmer mit Kammer und Kochgelegenheit fand sich unerwartet rasch. Die nötigsten Möbel konnten von Erspartem gekauft werden, und in Verbindung mit den mehr oder minder praktischen Hochzeitsgeschenken der Freundinnen und Freunde entstand ein für ihre unverwöhnten Ansprüche wunderbares, jedenfalls funkelnelnagelneues Heim. Betti und Gustel Ritterlich waren überaus glücklich.

In einem Punkt aber war der jungen Frau etwas bänglich. Sie hatte, wie sie freimütig erklärte, von einer Haushaltung keinen Dunst. Aber ihr Gustel tröstete sie. Gottlob, seine verständige Mutter hatte ihre Buben tüchtig dressiert. So brachte er einen wertvollen Fonds an den verschiedensten Handfertigkeiten mit in die Ehe. Er wies seine unerfahrene Liebste an, köchelste ihr vor und war mit Genuß und Geschick das Mädchen für alles. Doch einmal, bei einer seiner häuslichen Skandale, fing er einen schalkhaften und doch auch ein wenig respektlosen Blick seiner Betti auf, und er ward sich jählings klar, daß diese Nebenbeschäftigung sich auf die Dauer mit seiner Stellung als Familienvorstand nicht vertrug. Er streifte, und die Lage wurde kritisch. Wohl hingen an ihrem Ehemann noch eine stattliche Anzahl Baggeigen. An seinem Horizont jedoch weiterleuchtete es manchmal bedenklich. Und als eines Tages die junge Frau dem verblüfften Gatten als Mittagsmaßl Kaffee und Apfelsinen austischte und er überdies mit bleichem Entsetzen seine sämtlichen Pfeifenrohre und -köpfe, „zwecks gründlicher Reinigung“, in einer Seifenlauge schwimmen sah, explodierte er wie ein überhitzter Dampfkessel.

„Das ist dann schon allerhand!“ schrie Gustel Ritterlich, hieb mit der Faust auf den Tisch, riß seinen Hut von der Wand und knallte dröhnend die Türe hinter sich zu. Frau Betti, die zunächst noch in ihrer Stelle als Verkäuferin geblieben war, sann und weinte, weinte und sann. Mit gutem Willen allein war's nicht getan, das merkte sie längst. Alle ihre Freundinnen waren berufstätig wie sie und genau so uneraten. Man könnte sich schließlich einer erfahrenen Frau im Hause anvertrauen. Aber wer stellt sich gerne bloß?

Eine gut bekannte Kundin ließ sich am Nachmittag im Geschäft Spitzen vorlegen. Während sie wählte, senkte Betti das verweinte Gesicht über die Druckfahne, welche die Käuferin auf den Tisch gelegt hatte. „Darf ich das nicht ein bißchen behalten, Frau Doktor?“ fragte sie dann zaghaft. „Ich bin nämlich jetzt verheiratet — und noch so schrecklich dumm.“ Ueberrascht blickte die Dame in das hübsche Antlitz mit den kaum getrockneten Tränen Spuren. „Gern!“ erwiderte sie verständnisvoll. „Ich kann Ihnen noch mehr davon mitbringen.“

Am Abend aber wies die junge Hausfrau den verlegenen Herrn Ritterlich, der ihr demütig seine Hilfe anbot, schön ab. „Braucht's nicht. Ich hab' eine neue Freundin, die sich um mich annimmt.“ — „Wo hast du die aufgegabelt?“ — „Im Geschäft.“ — „Eine Kollegin also“, dachte Gustel resigniert. „Na, dicker wie Kaffee mit Apfelsinen kann es auch unter der neuen Beratung nicht kommen.“ — „Meine Empfehlung gelegentlich an die neue Freundin“, sagte er spöttisch. — „Danke. Ich werd's bestellen“, erwiderte die Gattin todernt.

Mit einer delikaten Leberknödelsuppe fing der Aufstieg an. Schmachthaste Mehlspeisen folgten. „Nach einem Rezept meiner Freundin!“ strahlte Betti jedesmal. „Fein, nicht? Und so billig!“ — „Respekt! Kochen kann sie!“ sprach Gustel anerkennend. — „Alles kann sie!“ rief die junge Frau begeistert. „Wenn ich nur in meinem Kopf hätt', was sie im kleinen Finger!“

Tatsächlich, diese Freundin war ein Universalgenie. Sie wußte, wie man einen ramponierten Anzug auffrischt. Sie kannte alle erdenklichen Handarbeiten. Sie besaß die herrliche Kunst, aus einem Nichts sozusagen einen praktischen Gegenstand herauszuzaubern. Und wie sie die Gabe des Einteilens sowohl der Zeit wie der Dinge hatte! Seine Frau überraschte ihn neuerdings mit Kniffen und Kunstgriffen, von denen er keine Ahnung hatte. Er selbst war weit überholt. „Deine Freundin könnte doch mal Sonntags mit uns essen“, schlug Gustel Ritterlich gerührt und dankbar vor. — „Das tut sie bestimmt nicht!“ Frau Betti lachte aus vollem Hals. „Sie kommt wohl überhaupt nie?“ — „Sie kommt jede Woche und erzählt mir was Neues, Wertvolles.“ — „Immer, wenn ich nicht da bin!“ ergänzte Gustel unzufrieden. „Am Ende ist sie eine Männerfeindin?“ — „Keine Spur“, lachte Frau Betti. „Sie hat einen ganzen Stab feuriger Verehrer. Lauter verheiratete Männer.“ — „Auf ihre Moral wirft das kein gutes Licht“, sagte Ritterlich bedenklich.

„Im Gegenteil, sehr sittenstreng ist sie. Jede Woche hält sie mir in dieser Hinsicht eine eindringliche Predigt. Moderne, kinderlose

Ehen zum Beispiel sind ihr ein Greuel. Ich bin schon froh, daß bei uns was Kleines anrückt, nach und nach hab' ich mich fast vor ihr geschämt. Und tief fromm ist sie, Gustel. Das letzte Mal hab' ich ihr fest versprechen müssen, daß ich dich fortan jeden Sonntag unwiderruflich in die Kirche schicke. Wir sind ihr so viel Dank schuldig, nicht? Daß wir ihre Ratschläge befolgen, ist ihr sicher die liebste Gabe."

Einmal stellte Ritterlich eine kuriose Frage an seine Frau: „Sag mal, ist deine Freundin eigentlich soweit hübsch? Der Fehrenbach möcht's wissen. Schön, sagt er, braucht sie gar nicht sein. Aber eine ganz Häßliche mag er auch nicht. Ich hab' ihm so viel erzählt, wie enorm tüchtig sie ist. Jetzt möcht' er sie heiraten. Meinst, sie nähm' ihn?“ Da wand sich die kleine Frau förmlich vor Lachen. „Ausgeschlossen! Ausgeschlossen!“, und sie war den ganzen Abend so ausgelassen lustig, daß sie Gustel strafend und nach und nach mißtrauisch betrachtete.

„Dir und deiner neuen Freundin“, sprach er bedächtig, „trau ich bald nimmer!“ Diese Freundin, von der er nie ein Zipfelchen zu sehen bekam, die sorgfältig dann kam, wenn er nicht da war, von der ihm seine Frau auf Befragen nur zaudernd gesagt hatte, daß sie „Moni“ hieß — war sie am Ende gar — ein Mann? Ein dunkler Argwohn nißte sich in seinem Herzen ein. Freilich — ihre eminente Begabung in der Hauswirtschaft! Doch es gab ja genug männliche Häfelesgucker, die was los hatten. Es gab auch

Küchenchefs und ähnliche Männerberufe. Gustl lernte plötzlich die Qualen der Eifersucht kennen, und es war recht ein Glück für den häuslichen Frieden, daß er am andern Morgen seinen Kragentopf zerbrach und, während seine Frau die Semmeln holte, nach einem andern suchte. Männer haben vielfach die Eigenschaft, nach Dingen an Orten zu fahnden, wo sie niemals sein werden. So geriet Gustl hinter die hübsche Wäschetruhe, die sich seine Frau, nach Angaben der „Freundin“, hergestellt hatte. In dieser Truhe fand sich keineswegs ein Kragentopf vor, wohl aber ein schön geordneter Stapel Hefte: „Monika“, Zeitschrift für katholische Mütter und Hausfrauen.

„Oh, meine Ueberraschung!“ sagte eine betrübte Stimme von der Türe her. „Ich wollte sie dir doch in einem schmecken Gewand an Weihnachten vorstellen — meine neue Freundin!“

Der lange Schweif männlicher Verehrer hat sich an jenem Tag noch um ein Exemplar vermehrt, um Herrn Gustl Ritterlich. Seinem Freund Fehrenbach hat Gustel die Heiratsgedanken mit der „Moni“ schonend ausgedrückt. Fehrenbach heiratet demnächst eine Kollegin von Betti, und die junge Frau hat, schon zur Verlobung, einen neuen, gebundenen Jahrgang ihres Leibblattes gestiftet.

„Nicht, daß sie ihrem Mann auch Kaffee mit Apfelsinen vorsetzt“, meinte Ritterlich anzüglich. „Das ist nämlich ein Scheidungsgrund.“

Laß dein Herz nicht zu Hause, wenn du in die Kirche gehst! Leider ist in der Kirche oft nur die leere Schale des Menschen, und das Herz ist anderswo.

Alte Märchen. Nach einem Gemälde von Hans West.

Märchenland.

Wie schön ist es im Märchenland!
O Reich, so groß und weit!
Wir gehen fröhlich Hand in Hand
Durch diese Herrlichkeit.

Die Sonne lacht und streut ihr Gold
Den Märchenkindern hin.
Schau, wie es zwischen Blumen vult!
Weiß kaum, wie reich ich bin!

Dem Rosenkelche wunderbar
Entsteigt die schönste Frau.
Es wird vor ihrem Blick so klar
Zum Edelstein der Tau.

Wirst einmal du im Märchenland,
Dann geht dir nach der Strahl.
Dann klingt es süß dir und bekannt
Das Wort: Es war einmal. M. B.

Herz-Jesu-Gebetsapostolat.

Gebetsmeinung im Monat Februar.

Vom Heiligen Vater bestimmt.

Unerschütterliche Glaubensfestigkeit der Katholiken.

Wie nötig dies Gebet ist, erkennen wir klar sowohl an der Menge und der Art unserer Glaubensfeinde, wie an der Schwachheit vieler Glaubensgenossen. Aber wir vertrauen auf die Macht und Wirksamkeit unserer Gebetsvereinigung mit 30 Millionen Katholiken auf der ganzen Welt. Die bewegende Kraft, welche die Herzen dieser glaubenstreuen Mitglieder des Gebetsapostolates zusammenschließt, ist das heiligste Herz Jesu, das ohne Unterlaß im Tabernakel betet, um die göttliche Gnade auf seine kämpfende Kirche herabzurufen. Vereint mit ihm und seinem heiligen Opfer auf den Altären bringen wir dem himmlischen Vater täglich dar alle unsere Gedanken, Absichten, Werke und Leiden — durch die Hände Mariens — nach jener Meinung, die der Heilige Vater uns als Lösung gibt, indem wir beten: Heiligstes Herz Jesu, zu uns komme dein Reich. S. M., S. J.

Sparbarkeit in der Küche.

Es gibt wohl nicht leicht ein Gebiet des Hauswesens, auf dem selbst von sonst sehr einfachen und sparsamen Frauen mehr verschwendet wird als in der Küche, und zwar oft mehr aus Unkenntnis als aus Leichtsinne und Verschwendungssucht. Man glaubt oft, in der Küche nicht sparen zu können, ohne die Seinigen geradezu Not leiden zu lassen, oder nicht gut und schmachhaft kochen zu können, ohne alles vollauf und im Uebermaß zu haben. Ein guter, reichlicher und in gesundheitlicher Beziehung einwandfreier Tisch verträgt sich aber sehr gut mit größter Sparbarkeit in der Küche,

Außerdem benutzt man sie zu
weissen, Kartäuserlöfen, armen
man Eiweißreste, was häufig
zu Mehlpfannuchen, Fritan-
rührt man in Suppen ein,
von gekochtem Obst, Kompott
eine vollständige Schüssel von
autes, angebrochenes Obst oder
so kann man durch Aufgießen

verwerten und hilft manchen
Zeit in der Haushaltungskasse
m.

erzen.

prechtunde über Fußschmerzen
anlagung und Muskelrheuma-
enen Diagnose begegnet man
die wahren Ursachen der Fuß-

sch leicht zu erfassen sind, vor-
merzen ausgelöst werden?“ bei
dertem Fuß häufig sehr schwer.
in der Wadenmuskulatur für
zeit handelt es sich um Gefäß-
oder durch Arterienverkalkung.
ihren ausstrahlenden Schmerzen
inzmäßig leicht als solche fest-
einen Nerven der Beine kleine
schmerzen auslösen und ursäch-

auch am Fuß bemerkbar —
wissen wir, daß der akute Gicht-
e hat.

gerüstes bieten vielfach große
t man klagen über hartnäckige
bei Druck und Belastung. Hier

und dritten Mittelfußknochens,
handen es sich um einen Bruch des zweiten
um eine sogenannte Marschfraktur.

Kalkarmut und Erweichung des Knochens führen — und zwar nicht
allzu selten — zu eigenartigen Veränderungen des Knochengewebes und sind
nur röntgenologisch in ihrer Ursache zu erklären. Langdauernde dumpfe
Schmerzen geben den Hinweis auf diese Ernährungsstörungen des Knochens,
besonders bei Jugendlichen.

Im reiferen Alter kommt häufig eine Verkürzung am Ferseubein
vor. Der Schmerzpunkt findet sich genau in der Mitte der Ferse und kann
durch den Druck leicht festgestellt werden.

Mit am häufigsten ist der Plattfuß Ursache von Fußbeschwerden,
und zwar meist der beginnende und werdende Plattfuß; erfahrungsgemäß
lösen gerade die ersten Zerrungen und Bressungen am Fußgewölbe lebhafteste
Schmerzen aus, besonders dann, wenn sich durch Druckwirkungen Knochen-
hautreize einstellen, oder wenn es bei der Senkung des Fußgewölbes zum
Druck auf seine Nervenstämmchen kommt.

Gleichzeitig tritt dabei leicht eine schmerzhaftige Zerrung des Pfannen-
bandes ein, welches das Fersebein mit dem Kahnbein verbindet.

Beim ausgebildeten Plattfuß sind die Beschwerden am Fuß oft gering,
die Verbildung des Fußes führt dagegen im Bereich der Beinmuskulatur
durch deren Ueberdehnung zu Krampfzuständen; auch Veränderungen im
Knie und Hüftgelenk als sogenannte Arthritis deformans (entstellende
Gicht) bleiben nicht aus.

Chronisch rheumatische Beschwerden als selbständige Erkrankung sind ver-
hältnismäßig selten.

Bei der Behandlung der Fußschmerzen haben wir oben angeführte
Gesichtspunkte, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen, zu berück-
sichtigen. Der ausgebildete Plattfuß, die Marschfraktur müssen der ortho-
pädischen Behandlung zugeführt werden. Bei einer Reihe von Fußbeschwer-
den ist auf die bestehende Allgemeinerkrankung Rücksicht zu nehmen. Viel-
fach leisten unsere Kneipp'schen Anwendungen, wie Knie- und Schenkelguß,
kalte oder warme Fußbäder, letztere mit Kräuterzusatz, wertvolle Dienste.
Besonders empfehlenswert scheinen mir Heublumenwicklungen oder auch Lehms-
wasserbeinwickel. Spirituöse Einreibungen mit Kampfergeist, Arnikatinktur er-
weisen sich hilfreich; Wasser- und Tautreten sind oft sehr am Platze.

Die Behandlung der Fußschmerzen darf nichts Schablonenhaftes haben;
es muß vor allem die Ursache festgestellt werden; dann ist auch der richtige
Weg der Heilung, der sich oft recht schwierig gestaltet, gegeben. Dr. Keller.

Brauchbares für Kinder aus alten, unmodernen Kleiderbeständen.

Mit einer Abbildung.

In manchen Haushaltungen liegen und hängen veraltete Kleidungsstücke
unbenutzt da, und doch ließe sich mit ein wenig Geschick allerlei Praktisches
und Hübsches für die eigenen Kleinen oder für arme Kinder daraus schnei-
dern. Etwas Blendenbesatz, passende Knöpfe und dergleichen sind sicher auch
vorhanden, so gibt es keine oder nur wenige Ausgaben.

Auf unserm Bild wird gezeigt, wie man mit einem gewöhnlichen Leibchen-
muster Verschiedenes für ein dreijähriges bis vierjähriges Mädchen arbeiten
kann. Das Schürzchen wurde aus einer alten, weiten Schürze von Groß-
mutter zurechtgeschnitten. Vom unteren Saum an gemessen in etwa 30 bis

an Fett sparen, ohne deshalb die Portionen kleiner, weniger gut
schmeckend oder weniger nahrhaft zu machen. Beim Kaffee ist das gerade
Gegenteil der Fall, ein Zusatz von Malz oder Korn spart enorm viel,
schmeckt gleich gut und ist viel gesünder. Ich sage ein Zusatz, weil bei dem
Aussprechen der Idee, Malz oder Korn allein als Ersatz für Bohnenkaffee
zu nehmen, gewiß viele Leserinnen erschreckt auffahren werden. Möchten
diese es wenigstens mit halb und halb versuchen, zum Besten ihrer Gesund-
heit und ihrer Kasse. Die Kinder aber gewöhne man von vorneherein an
den gesunden und billigen Malzkaffee; sie vermissen dann den Bohnenkaffee,
der ihnen nur schädlich ist, durchaus nicht.

Was den Fettverbrauch anbelangt, bei dem man viel ersparen und
ebensoviel verschwenden kann, so vergesse man nie, daß zu fette Speisen
weder sehr wohlschmeckend, noch gesund sind. Deshalb darf man ruhig an
Fett sparen, wo es angeht. Das Entfetten von Suppen, Soßen und derglei-
chen spart auch viel Fett, das sich wieder vorzüglich zum Fleischbraten ver-
wenden läßt, ebenso das Ausbraten von Fettstücken, die am Kochfleisch oder
Braten abfallen. Statt der teuren Butter kann man in fast allen Fällen
die billige, rein schmeckende Kokosnussbutter nehmen; statt des ebenfalls
kostspieligen Schweinefettes eine Mischung von Mierenfett, Kokosbutter und
Schmalz, die bedeutend billiger kommt und genau die gleichen Dienste tut.

Dann müssen wir, da wir doch am Kochen sind, auch noch der Spar-
samkeit beim Feuern gedenken, denn viel, viel Geld wird in mancher
Rüche unnötig zum Schornstein hinausgetrieben. Dazu hilft der übermäßige
Holzverbrauch in Gegenden, wo dies teuer ist, indem man das Feuer
4- bis 5mal am Morgen ausgehen oder abbrennen läßt, und der Verbrauch
der teuren Kohlen, wenn man allzufrüh das Feuer ansteckt, ehe man es
nötig hat, und es länger oder stärker brennen läßt, als man seiner bedarf.

Ein weites, ergiebiges Feld für praktische Sparsamkeit ist endlich der
Speisearbeit mit seinen verschiedenen Resten. Da heißt es:
nichts umkommen lassen, sondern alles hübsch verwenden und zu neuen
Speisen umgestalten, falls man es in der ursprünglichen Form nicht mehr
anbringt. Einfach aufgewärmt, schmeckt selten eine übriggebliebene Speise,
und deshalb setzen wir zum Nutzen und Frommen aller sparamen Haus-
frauen hier eine kleine Anleitung bei, wie man Speisereste in neuer Form
verwenden oder bei andern Gerichten gut und praktisch benutzen kann. Sie
können dadurch ihren Küchensettel um manch gutes und sehr billiges Gericht
bereichern. Fleischsuppe kann man durch verschiedene Einlagen verändern oder
sie zum Anmachen von Gemüse und dergleichen verbrauchen. Andere
Suppen, wie Hülsenfrüchte, Milchsuppen und dergleichen, verwendet man sofort
aufgewärmt, ehe sie dem Verderben anheimfallen.

Brühe von Blumenkohl, Spargeln, Leber- oder Wecklöfen, Nudeln und
ähnlichem dient zu recht guten Suppen, die durchaus nicht ohne Nährwert
sind; die beiden ersteren können mit Fleischbrühe, die letzteren mit Milch
gemischt werden. Eine beliebige Einlage bindet sie. Kartoffelreste röstet oder
bäckt man; gerieben benutzt man sie zu Suppen, Klößen, Pfannuchen oder Brei.

Uebriggebliebenes Gemüse wärmt man, mit einem Stück frischer Butter
oder saurem Rahm verrührt, im Wasserbade auf. Manches Gemüse, wie
Erbsen u. dgl., gibt auch eine vorzügliche Einlage für die Fleischsuppe; aus Boh-
nen- und Erbsenbrei macht man eine durch Einbrennen zu bindende Abendsuppe.

Brotreste halte man stets sehr rein, man bereitet daraus die schmack-
hafte, versetzte Brotsuppe und verwendet die übrigbleibende Kruste beim
Herstellen von Braten. Auch zum Panieren dient hartes, geriebenes Brot,
ebenso wie Semmel und Zwiebade, die auch beim Ausstreuen von Bad-

35 cm Höhe wird es den Rockteil — und aus dem Stoff, der weiter oben gegen die Taille noch übrig ist, das Leibchen ergeben. Arm- wie Halsauschnitt wird mit Schrägstreifen aus gleichem Stoff, und wenn keiner mehr vorhanden ist, mit absteckender Blende besetzt. Bei einfarbigem Stoff kann seitlich links ein hübsches, einfaches Motiv eingestickt werden.

Jrgendwo hängt noch ein alter Rock aus Wollstoff; wir machen ein Kleidchen mit langen Ärmeln daraus. Wenn es ein weiter Rock ist, bringen wir mit ein wenig Geschick ein zweites Kleidchen, vielleicht ohne Ärmel, mit einem Blüschchen darunter zu tragen, heraus; nur muß man das Auflegen des Schnittes ausprobieren. Ein oben schadhast gewordenes Trikothemd, sei es nun vom Vater oder der Mutter, fällt uns in die Hände beim Suchen. Zum Gliden lohnt es sich nicht mehr. Aber ein herrlich warmes Unterröckchen für unser Mädchlein gibt es noch. Der untere Teil bis zum Schliß ergibt das Röckchen, meist ist der Stoff neben dem Schliß und im Rücken noch gut, und wird das Leibchen daraus genommen, im andern Falle müssen die Ärmel zu den beiden Rückenteilen herhalten. Armlöcher und Halsauschnitt bekommen ein Schrägband aus leichtem Stoff. Handgeschlungene Zaden in nicht zu feinem Garn, rot oder blau, bilden den hübschen Abschluß, nach Wunsch auch beim Röckchen. Bei allen drei hier gezeigten Kleidungsstücken ist Rückenschluß.

Nun frisch ans Werk, Mütterchen wird staunen, was es alles noch gibt.
Liza Egger.

Krippendarstellung.

Nr. 6296. Krippendarstellung: „Der zwölfjährige Jesus im Tempel.“ Die liebliche Szene, wie der Jesusknabe unter den Schriftgelehrten im Tempel weilt und von Maria und Joseph aufgefunden wird, ist durch unsere Vorlage Nr. 6296 sehr gut zur Darstellung gebracht. Die Ausführung dieser Krippe macht keine besonderen Schwierigkeiten. Die Tempeltulissen sind die gleichen, wie bei der „Darstellung Jesu im Tempel“ (siehe Wochen-Ausgabe Nr. 3) angegeben ist. Die naturgroße Pausse gibt genau alle Farben an, in denen der Tempel sowie die Figuren zu bemalen sind. Die Anfertigung dieser Krippen ist besonders für die Jugend gedacht, die damit eine fesselnde, anregende und auf das Gemüt gut einwirkende Beschäftigung erhält und vor Mühsiggang und Mlotria bewahrt bleibt. Solche Darstellungen sind nicht allein ein frommer Schmuck des Wohnzimmers, welcher die Familienmitglieder mit der Kirche zu leben lehrt, sondern sie können auch willkommene Geschenke für alte oder frante Personen sein, denen sie viel Freude und Trost zu bringen imstande sind.

Wir verweisen bei dieser Gelegenheit, und da immer wieder Nachfragen nach solchen religiösen Laubsägearbeiten an uns kommen, auch auf die Fastenkrippe „Heiliges Grab“ in „Monika“, Wochen-Ausgabe Nr. 6, 1931, und Halbmonats-Ausgabe Nr. 3, 1931, sowie auf die Osterkrippe „Auferstehung“ in „Monika“, Wochen-Ausgabe Nr. 6, 1931, und Halbmonats-Ausgabe Nr. 3, 1931.

Nachstehend Größenangabe:

Für Heiliges Grab und Auferstehung: Felsige Rückwand 33 cm hoch, 44 cm breit. Buschwerk 19 cm hoch, 20 cm breit; 13 cm

hoch, 15 cm breit; 16 cm hoch, 8 cm breit; 10 cm hoch, 8 cm breit; 9 cm hoch, 7 cm breit. Kreuz: 23 cm hoch, 15 cm breit.
Heiliges Grab: Vorderwand 18 cm hoch, 28 cm breit; Sodel 3 cm hoch,



Brauchbares für Kinder aus alten, unmodernen Kleiderbeständen.

22 cm breit; Christusleibnam 7 cm hoch, 21 cm lang; Soldaten 17 und 18 cm hoch, entsprechend breit; Nimbus für Monstranz 14 cm hoch, 11 cm breit; Monstranz 9 1/2 cm hoch, 4 1/2 cm breit. Anbetende Engel: 8 cm hoch, 6 cm breit.

Die Figurenpausen zu diesem Heiligen Grab kosten 70 Pfg. und die Pausse für den Hintergrund 1 20 Mk.

Auferstehung: Auferstandener Heiland 18 1/2 cm hoch, 10 cm breit; Nimbus zum auferstandenen Heiland 20 cm hoch, 12 1/2 cm breit. Engel mit Spruchband 13 cm hoch, 13 cm breit. Anbetende Engel 8 cm hoch, 6 cm breit. Soldaten 13—14 cm hoch, entsprechend breit.



Nr. 6296. Krippendarstellung: „Der zwölfjährige Jesus im Tempel.“

Größen: Jesusknabe 11 cm hoch; große, stehende Figuren 13—15 cm hoch; die übrigen entsprechend; Tempelvorderwand 30 cm hoch, 41 cm breit.

Die naturgroßen Pausen zu dieser Krippendarstellung sind zu beziehen durch das Dominikanerinnenloster in Bad Wörishofen (Bayern) gegen Voreinsendung des Betrages durch Zahlkarte auf das Postsparkonto des Dominikanerinnenlosters, Nr. 13358 in München. — Die Pausen kosten: Für die Tempelrückwand 90 Pfg. und für die Figuren 80 Pfg.

Die Figurenpausen zur Auferstehung kosten 1 Mk. und die Pause für den Hintergrund 1.20 Mk.

Die naturgroßen Pausen für „Heiliges Grab“ und „Auferstehung“ sind zu den oben angeführten Preisen durch das Dominikanerinnenloster in Bad Wörishofen (Bayern) zu beziehen. Den Betrag wolle man auf das Postschekkonto des Dominikanerinnenlosters, Nr. 133 58 in München, einzahlen.

Von beiden Vorlagen werden jederzeit gerne Abbildungen auf Wunsch leihweise gegen Einfindung von Porto durch das Dominikanerinnenloster in Bad Wörishofen (Bayern) übersandt.

Wäsche und Waschen.

1.

Zahlreich geäußerten Wünschen zufolge wollen wir uns wieder einmal eingehend mit den wichtigen Fragen beschäftigen, die sich auf unser Weißzeug beziehen, und wollen uns klar darüber werden, was wir zu beachten haben, um uns seines Besitzes lange erfreuen zu dürfen. Denn bei kaum einer unserer sonstigen Obliegenheiten rächen sich Unkenntnis oder Nachlässigkeit so schwer wie hier. Was wird, um gleich mitten ins Praktische hineinzuleuchten, allein schon durch unsachgemäßes Aufbewahren der gebrauchten Wäsche gefehlt! Da meinen viele, mit dem richtigen Waschen und Bügeln sei alles getan, kümmern sich aber blutwenig darum, wie und wo die schmutzigen Stücke bis zu ihrer Reinigung aufgehoben werden, wo doch gerade dieser Punkt so schwer ins Gewicht fällt beim Streben, sich den kostbaren Besitz zu erhalten. Es sei deshalb eindringlich gemahnt, die abgelegten Wäschestücke nicht, wie es häufig der Fall ist, in Körben oder Säden oder Truhen aufeinanderzupressen, sondern sie ausgebreitet an Stangen oder Seile zu hängen, möglichst wenig dicht aufeinander, damit die Luft gut durchziehen kann. Ist alles restlos trocken, kann man eine Häufung eher rustieren; sofern aber feuchte, schwere Massen aufeinanderlagern, besteht Gefahr, daß das Gewebe Sporflecken bekommt, die kaum mehr zu beseitigen sind. Es kann ja, was sich die Woche hindurch ansammelt, unbedenklich im Korb oder im Wäschekorb verwahrt werden, aber nachher gehört alles an die Stangen zum Lüften und Trocknen. Ebenso unheilvoll für das Gewebe wirkt sich zu langes Tragen aus, vor allem dann, wenn nur selten gewaschen wird. Leinene Wäsche hält das längere Angewaschensein noch eher aus, die baumwollene nicht; je baldier man sie nach Gebrauch reinigt, um so mehr nützt man ihr. Wer diese Mahnung mißachtet, ist ein direkter Feind seines eigenen Vorteils und darf sich über die bösen Folgen nicht erstaunen.

Gefehlt wird sehr häufig auch durch sorglose, nachlässige Behandlung der Waschgeräte: Waschtessel, Bütten, Eimer und Zuber. Was könnte Verdruß, Geld und Zeit erspart werden, wenn sich diese Dinge in stets gutem, gebrauchstüchtigen Zustande befänden! Aber weil sie nach der letzten Wäsche unordentlich aufbewahrt worden sind, und weil sich in der Zwischenzeit niemand um sie gekümmert hat, fehlt es jetzt, da sie wieder gebraucht werden sollen, an allen Ecken und Enden: der Kessel ist rostig, der große Zuber rinnt, von einem der kleineren lösen sich die Reifen, der Ofen raucht wie ein Schlot, Rohr und Züge sind prall voll Wäsche. Dies alles entdeckt man häufig erst in später Stunde vom Vorabend des Waschtags. Kein Wunder, wenn es dann nirgends flappen will und wenn die Stimmung des ohnehin kritischen Tages auf Sturm steht, abgesehen von den bösen Rostflecken, die in diesem Falle unabwendbar sind. Darum, liebe Hausfrau, merke: Wenn du dir einen friedlichen Waschttag und schöne, reine Wäsche sichern willst, dann bereite dies Geschäft so sorgsam als nur möglich vor. Unterziehe rechtzeitig den Waschtessel auf Rost oder sonstige Schäden, untersuche den Dedel auf freiliegende Nägel, die bei der Dampfenwicklung rostige Tropfen auf die Wäsche fallen lassen. Binde in diesem Falle den Dedel in ein altes Tuch ein. Schaue nach, ob die Feuerung und das Ofenrohr in Ordnung sind, schaue auch genau nach, in welchem Zustande sich die verschiedenen Bütten befinden. Wo noch blecherne Schöpfer üblich sind, untersuche sie auf etwaige rostige Teile. Sollte ein Zuber sehr undicht geworden sein, kann man den Uebelstand rasch damit beseitigen, daß man den ganzen Zuber stark naß macht und über ein Strohh- oder Papierfeuer umfließt. Der Dampf, der sich hierbei entwidelt, bewirkt ein sehr rasches Schließen der Fugen und Ritzen. Wenn diese Dinge in Ordnung sind, richte man die zu gebrauchenden Waschmittel in greifbare Nähe zurecht. Ob es nun Persil ist oder Seifenschnitzel, Kernseife oder ein modernes Waschmittel, so soll von dem zu Verwendenden genügend vorhanden sein, und man soll sich doch ja an die beigegebenen Gebrauchsanweisungen halten und nicht nach eigenem Gutdünken damit verfahren. Besonders bei Persil und ähnlichen Pulvern wird immer wieder damit schwer gefehlt, daß man das Pulver nicht restlos auflöst. Wenn dann die Wäsche mit den ungelösten Klümpchen in Berührung kommt, setzen sie sich am Stoffe fest und verursachen die kleinen, runden Löcher, die uns, in sonst noch guten Geweben, ganz rätselhaft vorkommen und schwer ärgern. Wir schieben die Schuld daran Gott weiß wem und was zu und ahnen nicht, daß wir, wir allein die Urheberinnen sind! Also Vorsicht! Was die Seife betrifft, darf sie nicht zu frisch sein, weil sie sich zu schnell abnützt, aber auch nicht zu trocken, weil sie dann nimmer richtig schäumt; Schaum ist aber notwendig, da er den Schmutz lösen hilft, die Wäsche geschmeidig und damit leichter zu bearbeiten macht, daneben den abgesonderten Schmutz in sich aufnimmt und an die Oberfläche trägt.

Ist die Wäsche in dieser Weise vorbereitet, kann die Wäsche hereingebracht werden, worauf man sie verlesen muß. Am praktischsten ist es, sie in zwei Hälften zu teilen, und zwar in weiße und farbige. Die weiße Hälfte teilt man wieder in Leib-, Bett-, Tisch- und Küchen-

wäsche. Die farbige in hellere und dunklere Arten. Woll- und Tricotwäsche jeder Art bleibt ganz für sich. Wo mit der Hand gewaschen wird, weicht man jetzt die weiße Wäsche ein; vielfach will man in unserer Zeit diese Arbeit als überflüssig ausschalten, aber mit Unrecht, denn das Einweichen bewirkt ein langsames, für die Stoffe unschädliches Auflösen des Schmutzes.

Wer ganz klug handelt, entfernt nach dem Sortieren etwaige Rost- oder Obst- oder Rotweinflecken; denn gerade diese drei Arten verschwinden nicht durch das Kochen, fressen sich vielmehr nur noch tiefer ein. Das Einweichen geschieht am zweckmäßigsten in der Weise, daß man eine ganz leichte Schmirseifenbrühe oder eine solche von Seifenschnitzel oder Persil bereitet und darein die Wäschestücke legt; zu unterst die langen Stücke, dann die kleinern. Ganz feine Dinge wäscht man am besten für sich. Manchenorts werden die Taschentücher vor dem Einweichen rasch durchgespült. Die Binden kommen für sich in kaltes Sodawasser. Im übrigen gebrauchte man keine Soda, sie macht die Wäsche mit der Zeit grau.

In vielen Häusern wird das Einweichen nach der guten alten Art gemacht, indem jedes Stück in laues Wasser eingetunkt, ausgewrungen, auf einen Tisch ausgebreitet, und auf der linken Seite mit Kernseife eingeseift wird, um sodann ausgerollt in die Bütte gesetzt zu werden, wo das Ganze mit lauem Wasser übergossen wird. Manche geben diesem Wasser einen kleinen Zusatz von Salmiak, Terpentin oder Petroleum bei und behaupten, sich damit die Arbeit vom andern Tage um ein Erhebliches zu erleichtern.

Bemerkt sei noch, daß die weiße Küchenwäsche besonders eingeweicht werden muß. Farbige Wäsche, Wollwäsche und Strümpfe und Socken, wie auch Tricotwäsche dürfen nicht eingeweicht werden.

Nachdem nun der eine Teil im Wasser versorgt ist und der andere sorgsam verlesen und gebündelt daliegt, bedarf es nur noch der Mithewaltung, den Kessel zu füllen, Brennmaterial in den Ofen zu schichten und genügend Feuerungsmittel bereitzulegen, um sodann in Ruhe der Arbeit des nächsten Tages entgegenzusehen zu können.

Bgms.

Alles in einem Topf.

Erbsensuppe mit Schweinsohren. Schweinsohren werden 2 Tage eingezogen und dann mit den üblichen Zutaten angelegt und gargekocht. Gelbe Erbsen quellt man am Tage vorher ein, nachdem man sie sauber gewaschen hat, und setzt sie in dem Einweichwasser zum Kochen auf. Wenn sie gar sind, schlägt man die Erbsen durch ein Sieb, gießt so viel von der Kochbrühe der Ohren zu, wie man Suppe benötigt. Die Ohren werden in kleine Stücke geschnitten, in die Suppe gelegt und diese mit gerösteten Semmelwürfeln zu Tisch gebracht.

Eintopfgericht von Rosenkohl. Ungefähr 2 Pfund Rosenkohl wird wie zum gewohnten Gemüse vorbereitet, in wenig Fleischbrühe aus Maggis Fleischwürfeln gedämpft und auf ein Sieb zum Abtropfen geschüttet. Dann fettet man eine Auflaufform gut ein und legt sie mit dem Rosenkohl aus, daß die Mitte frei bleibt. In die Mitte kommt eine Fülle von Bratwurstmasse, der man eingeweichte Brötchen, ein Ei und Zwiebel beigefügt hat. Ueber das Ganze gießt man eine helle, dicke Soße, die mit Rahm und Ei abgezogen ist, streut geriebenen Käse darüber, ebenso einige Stückchen Butter und bädt $\frac{1}{2}$ Stunde in heißem Ofen.

Restespeise. Sind vom Mittag Suppenfleisch, Braten- oder auch Fischreste übriggeblieben, so zerteilt man sie in hübsche Stücken, gibt Ueberbleibsel von einem Blumenkohl-, Kohlrabi-, Gelbrüben- oder Bohnengemüse dazu, verlängert ebenfalls die vorhandene Soße, verdickt sie mit einer Buttermehlschwitze, schmeckt alles mit etwas Zitronensaft und Salz ab und füllt es in eine gutbutterte, mit geriebenem Käse ausgestreute, feuerfeste Schüssel. Darüber kommt Kartoffelbrei, der mit dem steifen Schnee von 2 Eiklaren zuvor vermischt wurde, ferner geriebener Käse und einige Butterstückchen. Man bädt den Auflauf 30 bis 40 Minuten im mittelheißen Rohr zu goldbrauner Farbe. Grüner oder Tomatenalat passen vorzüglich dazu; doch ist das Gericht auch für sich saftig und ausreichend.

Sauerkraut mit Kapfer-Rippespeer. Auf den Boden eines dicht zu schließenden Brattiegels kommen einige Scheiben geräucherter, durchwachsender Speck. Darauf einige geschnittene Zwiebeln. Dann eine Lage leicht gewürztes Sauerkraut, dann eine Lage Kapfer oder gesalzenes mageres Schweinefleisch, wieder Sauerkraut, wieder Fleisch und so fort, bis der Tiegel voll ist. Ohne weiteren Zusatz wird der Dedel so fest wie möglich geschlossen, um das Entweichen des Bratendampfes zu vermeiden. Das Gericht schmort im eigenen Saft ungefähr 2 bis $2\frac{1}{2}$ Stunden.

Schmor-Sauerkraut. Würflig geschnittenen Speck in einem Tiegel mit einer kleinen gehackten Zwiebel goldgelb rösten. Darauf ein Gemisch aus klein geschnittenen rohen Kartoffeln und Schweinefleisch. Salz und Pfeffer und vielleicht auch etwas klein geschnittene Zwiebel dazwischen streuen. Dann eine gute Lage Sauerkraut. In der gleichen Reihenfolge schichtet man den Topf voll; obenauf muß Sauerkraut liegen. Während des Schmorens wird mit Wasser oder Fleischbrühe angegossen.

Fortsetzung des Textes im Anzeigenteile.

Vierteljahrespreis der Halbmonats-Ausgabe in Deutschland nur 80 Pfg.

Alle Rechte vorbehalten. — Herausgegeben von der Pädagogischen Stiftung Cassaneum in Donaowörth (Bayern). Postschekkonti: München 232, Saarbrücken 4097. Postparaffassentonto: Prag 592 21. — Auslieferung in Oesterreich durch die Buchhandlung Ludwig Auer in Wien I, Singerstraße 7, Postparaffassentonto Wien 592 21, in der Schweiz durch die Buchhandlung Ludwig Auer, Basel, Dornacherstraße 74, Konto beim Postschekbüro Basel V 8159. — Für die Redaktion verantwortlich: Christina Straßner in Donaowörth; Direktor der Katholischen Schulorganisation i. B. Johann Jinkl, München, Kaulbachstraße 20/1. — Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter für Oesterreich: P. Jyrill Fischer, Wien I, Franziskanerplatz 4.